

Alfred Hitchcock Die drei ??? Poltergeist



Kosmos

Die drei ??? Poltergeist

Unheimliches geschieht im Haus von Mrs. Cartier: Klopffzeichen ertönen, Möbel bewegen sich, Tassen fliegen durch die Luft. Ein Fall ganz nach dem Geschmack von Justus, Peter und Bob! Die anfängliche Begeisterung der Detektive verwandelt sich aber bald in Angst und Entsetzen. Treibt da tatsächlich ein Poltergeist sein Unwesen? Versucht der verstorbene Mann von Mrs. Cartier mit ihr Kontakt aufzunehmen? Eine natürliche Erklärung für diese Phänomene scheint ausgeschlossen. Und selbst der sonst so coole Justus zweifelt plötzlich an seinem Verstand ...

Alfred Hitchcock

Die drei ??? Poltergeist

erzählt von
André Marx

Kosmos

Für Tanja.

*Deine Lieblingsgeschichte als Dank für deine Unterstützung bei allen
ungelösten Rätseln, unbeantworteten Fragen, Geheimnissen aller Art.*

Schutzumschlag von Aiga Rasch, Leinfelden-Echterdingen

Dieses Buch folgt den Regeln der neuen Rechtschreibung.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Marx, André:

Die drei ??? – Poltergeist / erzählt von André Marx. Alfred Hitchcock. –
Stuttgart: Franckh-Kosmos, 1997

ISBN 3-440-07262-2

© 1997, Franckh-Kosmos Verlags-GmbH & Co. Stuttgart

Based on characters created by Robert Arthur. This work published by
arrangement with Random House, Inc.

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-440-07262-2

Printed in Czech Republic / Imprimé en République tchèque

Satz: Steffen Hahn GmbH, Kornwestheim

Herstellung: Těšínská Tiskárna, Český Těšín

Dicke Luft

Das Telefon klingelte.

Justus saß im Büro des alten Campinganhängers und arbeitete am Computer. Einige Dateien mussten dringend aktualisiert werden, was während der letzten Ferien arg vernachlässigt worden war. Die Berichte über ihre letzten Fälle waren bis jetzt nur bruchstückhaft oder gar nicht eingegeben worden.

Eigentlich war dies Bobs Aufgabe, doch der machte sich in letzter Zeit sehr rar und schob die Arbeit immer weiter vor sich her. Er hoffte wohl, dass Justus sich irgendwann selbst darum kümmern würde. Nun, damit lag er gar nicht so falsch.

Es klingelte erneut.

Der Erste Detektiv hatte überhaupt keine Lust abzunehmen und wollte lieber warten, bis sich der Anrufbeantworter einschaltete. Doch dann überlegte er, dass es ja vielleicht Bob sein könnte, den er dann gleich zu sich in die Zentrale bestellen und ihn seinem Aufgabenbereich zuordnen würde.

Nach dem dritten Klingeln siegte Justus' Neugier und er nahm den Hörer ab. »Justus Jonas von den drei ...«, begann er, wurde jedoch scharf unterbrochen.

»Ist Bob da?«, fragte eine energische Frauenstimme. Erst einen Augenblick später erkannte Justus die Stimme von Elizabeth, Bobs Freundin.

»... Detektiven«, beendete Justus seinen Satz, da er ungern unterbrochen wurde. »Nein, der ist nicht da. Leider. Es wartet nämlich eine Menge Arbeit auf ihn.«

»Nicht nur eine Menge Arbeit«, gab Elizabeth wütend zurück, »sondern auch eine Freundin, die jetzt die Nase voll hat. Wir waren an der ›Art Gallery Hall‹ verabredet, eigentlich schon vor einer halben Stunde. Wenn er auftauchen sollte, dann frag ihn, ob er öfter Leute versetzt. Er kann mich zu Hause erreichen.«

Justus wollte gerade etwas erwidern, doch da hatte Elizabeth

schon eingehängt. Missbilligend sah er den Hörer an. Wenn Elizabeth sauer auf Bob war, musste sie ihren Ärger ja nicht ausgerechnet an ihm auslassen. Noch gereizter als zuvor wandte er sich wieder dem Bildschirm zu, dessen flimmernde Informationen förmlich nach Ordnung schrien. Er warf einen Blick auf Bobs handschriftliche Notizen, die neben der Computertastatur lagen, und versuchte die Berichte so gut wie möglich zu ergänzen. Währenddessen dachte er darüber nach, wie es kam, dass die Arbeit immer an ihm hängen blieb. Wenn es einen Fall zu lösen gab, waren seine Freunde Peter und Bob, mit denen er dieses Detektivbüro betrieb, immer dabei. Aber bei der Arbeit, die darauf folgte, hatten die beiden die bemerkenswerte Fähigkeit, sich unsichtbar zu machen. Dabei hätte er auch Besseres zu tun, als an diesem sonnigen Tag hier im stickigen Wohnwagen zu sitzen.

»Justus!« Tante Mathildas Stimme hallte über den Schrottplatz und riss ihn aus seinen trüben Gedanken. Seit seiner Kindheit lebte Justus bei seiner Tante und seinem Onkel Titus Jonas, dem ein Gebrauchtwarencenter gehörte. Ursprünglich war es mal ein besserer Schrottplatz gewesen, doch das Unternehmen hatte sich im Laufe der Zeit zu einem ansehnlichen Handel mit Antiquitäten, Sammlerstücken, Möbeln und gebrauchten Alltagsgegenständen aller Art gemausert, zu dem die Leute aus der ganzen Umgebung kamen. Der Wohnwagen, der den drei Detektiven als Zentrale diente, stand auf dem Verkaufsgelände.

»Ja!«, schrie Justus etwa ungehalten und erhob sich dann, um zu hören, was seine Tante von ihm wollte. Er trat hinaus.

»Onkel Titus bittet dich ihm beim Abladen der neuen Ware behilflich zu sein.«

»Ich komme gleich«, murrte Justus.

»Besser sofort«, schlug Tante Mathilda vor. »Onkel Titus muss nämlich gleich wieder weg.«

Justus verdrehte die Augen, murmelte etwas Unverständli-

ches und trat schließlich aus dem Schatten des Wohnwagens heraus, um seiner Tante zu folgen. Die nächste halbe Stunde verbrachte er mit der schweißtreibenden Arbeit alte Möbel von Onkel Titus' Lastwagen abzuladen. Er sprach dabei kaum ein Wort, obwohl der wie immer gut gelaunte Onkel Titus mehrfach versuchte ein Gespräch anzufangen.

Als die Arbeit erledigt war, klebte sein T-Shirt vor Schweiß und er kehrte zurück in den Wohnwagen, um sich dort zu waschen. Seine Laune hatte sich durch die körperliche Anstrengung weiter verschlechtert und er sehnte sich nach einem Ventil für seinen Ärger.

In diesem Moment brauste ein Wagen durch die Hofeinfahrt und bremste ab. Eine Tür öffnete sich und knallte dann wieder zu. Justus musste nicht nach draußen sehen, um zu wissen, wer das war. Er erkannte Peters MG an seinem Motorengeräusch und auch die Schritte, die sich nun auf dem Kiesweg näherten, identifizierte er eindeutig als Peters sportlichen Gang.

»Hallo!«, rief Peter gut gelaunt, als er die Zentrale betrat.

»Hallo«, brummte Justus.

»Na, fleißig bei der Arbeit?«, fragte der hochgewachsene Junge und strahlte ihn an, doch Justus bedachte ihn mit einem finsternen Blick.

»Allerdings. Und da bin ich leider der Einzige. Woran könnte das wohl liegen?«

»Was ist denn mit dir los?«, wollte Peter wissen und umging die Antwort. »Ärger gehabt?«

»Geht gut. Ich habe immer noch Ärger«, fuhr Justus fort und wies dann anklagend auf den Computer, als sei er schuld an seiner schlechten Stimmung. »Damit. Ich bin gerade dabei unsere Berichte auf den neuesten Stand zu bringen. Aber ich kann Bobs Notizen in seiner Sauklaue kaum entziffern. Außerdem sind die Abrechnungen für Strom und Telefon und Faxgerät der letzten beiden Monate längst überfällig. Wir brauchen dringend eine neue Tintenpatrone für den Drucker und sauber

gemacht werden dürfte hier auch mal. Das Geschirr stapelt sich in der Spüle, die aussieht, als könnten wir darin bald Schimmelpilze züchten. Ganz nebenbei muss ich alle fünf Minuten Tante Mathilda und Onkel Titus bei irgendwelchen Sachen helfen. Schließlich hat Onkel Titus uns großzügigerweise erlaubt den Wohnwagen mietfrei zu benutzen, erwartet dafür aber, dass wir ihm ab und zu auf dem Schrottplatz helfen. Die Betonung liegt auf ›wir‹. Tatsächlich sieht es aber so aus, dass niemand von euch sich hier blicken lässt, wenn es nach Arbeit aussieht. Stattdessen darf ich alles alleine machen. Um auf meine Frage zurückzukommen: Woran, meinst du, liegt das?«

Justus holte tief Luft. Ihm war klar, dass er bei einigen Dingen übertrieben hatte, aber das war jetzt einfach nötig gewesen, um seinem Ärger Luft zu machen. Er fühlte sich schon besser.

»Ich bin doch hier«, erwiderte Peter und wusste nicht ganz genau, ob er kleinlaut oder verteidigend hatte klingen wollen. Es war wohl eine Mischung aus beidem geworden.

»Nur, um kurz mal vorbeizuschauen, da du gerade vom Schwimmtraining kommst und gleich mit Kelly auf den Tennisplatz willst«, mutmaßte Justus. Er hatte bemerkt, dass Peter noch nasse Haare hatte. Und aus seinem Rucksack, den er auf den Boden gestellt hatte, ragte ein Tennisschläger.

Peter fühlte sich ertappt und wurde rot. Er hoffte, dass Justus das im Dämmerlicht der Zentrale nicht bemerkte. »Nicht ganz«, gab er zu. »Ich war bereits auf dem Tennisplatz und gleich wollte ich noch laufen.«

Justus korrigierte in seinen Gedanken, dass die nassen Haare wohl von der Dusche nach dem Tennisspiel herrührten. »Und was ist damit?«, fragte er angriffslustig und wies erneut anklagend auf den Computer, schloss dann aber mit einer fahrigen Geste den ganzen Campinganhänger mit ein.

»Wenn du willst, kann ich ja bleiben und dir helfen.«

»Wunderbar. Dann mach dich am besten gleich mal an den Abwasch.« Ohne ein weiteres Wort setzte der Erste Detektiv

sich wieder an den Schreibtisch und fuhr fort in die Tastatur zu hacken. Ebenfalls wortlos machte Peter sich daran das Geschirr zu spülen. Er wusste, dass Justus' Wutausbrüche oft ebenso schnell wieder vorüber waren wie sie kamen. Also verkniff er sich die bissigen Bemerkungen und hoffte, dass der Sturm sich bald wieder verzog.

Das Geräusch eines weiteren Wagens, der auf den Schrottplatz fuhr, unterbrach ihre Arbeit. Diesen Motor erkannte selbst jemand, der das Auto nicht so oft hörte wie die beiden. Es war Bobs alter Käfer. Kurze Zeit später standen Bob und Elizabeth in der geöffneten Tür der Zentrale. Beide sahen sehr schick aus, Elizabeth trug ein helles Sommerkleid und Bob hatte sich in ein cremefarbenes Jackett gezwängt.

»Habt ihr euch doch noch gefunden?«, fragte Justus knapp, ohne auf das ungewohnte Outfit der beiden einzugehen.

»Kurz nachdem ich angerufen hatte, tauchte Bob endlich auf«, erwiderte Elizabeth mit einem vorwurfsvollen Seitenblick auf ihren Freund.

»Wir haben interessante Neuigkeiten«, verkündete Bob.

»Wir auch«, erwiderte Justus. Eigentlich war seine Wut schon fast wieder verflogen, doch er hatte sich wohlweislich noch ein bisschen davon für Bob aufbewahrt. Der sollte schließlich nicht ganz leer ausgehen.

Peter warf Bob einen warnenden Blick zu. »Dicke Luft«, murmelte er, so dass nur Bob es hören konnte.

Der ließ sich davon nicht beirren. »Ihr ahnt nicht, was passiert ist.« Er machte eine bedeutungsschwere Pause. Gerade wollte er mit seinen Neuigkeiten herausrücken, als Elizabeth ihm zuvorkam.

»In die ›Art Gallery Hall‹ ist eingebrochen worden!«, platzte sie heraus. »Und das direkt vor unseren Augen!«

Kunstvolle Informationen

»Direkt vor unseren Augen ist vielleicht etwas übertrieben«, gestand Bob, nachdem die drei ??? es sich in der engen Zentrale halbwegs bequem gemacht hatten. Justus' Laune verbesserte sich schlagartig, als er die Neuigkeiten hörte, und er beschloss sich seine Predigt für später aufzubewahren.

Jetzt wollte er erst die Geschichte von Bob und Elizabeth hören. Auch Peter hatte den Abwasch unterbrochen und rieb seine Hände geistesabwesend am Geschirrtuch trocken.

»Also, Elizabeth und ich waren an der ›Rocky Beach Art Gallery Hall‹ verabredet.«

»Wobei Bob allerdings zu spät kam.« Elizabeth warf ihm erneut einen – diesmal jedoch gespielten – bösen Blick zu.

»Was nur daran lag, dass ich für Sax noch ein paar wichtige Anrufe erledigen musste«, verteidigte sich Bob. Er arbeitete neben der Schule und in den Ferien oft für Sax Sendlers Musikagentur und war dort eine Art Mädchen für alles.

»Jedenfalls sollte in der ›Art Gallery Hall‹ heute eine Vernissage stattfinden. Mein Vater bekam eine Einladung, um für die ›Los Angeles Post‹ einen Artikel darüber zu schreiben. Ed Stingwood wollte seine Bilder im ›County Museum‹ in Los Angeles ausstellen, doch daraus wurde nichts.«

»Weil es im ›County Museum of Art‹, besser gesagt, in einem Teil davon, in der ›Robert O. Andersen Gallery‹, einen Wasserrohrbruch gegeben hat und die Feuchtigkeit den Bildern geschadet hätte«, ergänzte Justus.

»Richtig«, antwortete Bob und nickte Justus zu. »Darüber wurde ...«

»Moment!«, unterbrach ihn Peter und hielt vorübergehend mit dem Trocknen seiner Hände, die sowieso schon längst trocken waren, inne. »Wovon redet ihr eigentlich? County Museum? Wasserrohrbruch? Wer ist Ed Singwood?«

»Ed Stingwood«, korrigierte Bob. »Zur Zeit einer der ange-

sagtesten Künstler. Er kommt aus New York und erregte vor kurzem großes Aufsehen, weil eines seiner Bilder auf einer Versteigerung für ein paar hunderttausend Dollar von irgendeinem Geschäftsmann erworben wurde. Seitdem sind seine Werke im Wert enorm gestiegen und er wird schon als zweiter Picasso gehandelt.«

Peter nickte. »So, so«, sagte er wenig beeindruckt. Malerei war nicht gerade sein Steckenpferd. Bob interessierte sich mehr dafür. Er war wesentlich öfter auf Ausstellungen zu finden als Justus oder Peter. Allerdings hatte seine Begeisterung nachgelassen, seit er für Sax Sendler arbeitete und seine neue Leidenschaft der Musik galt. »Und weiter?«, fragte Peter.

»Es gibt zur Zeit eine Ed Stingwood-Wanderausstellung, das heißt, seine Werke werden in verschiedenen Städten gezeigt.

Eigentlich sollte die Ausstellung auch nach Los Angeles kommen und zwar ins ›Los Angeles County Museum of Art‹. Aber da gab es erst vor wenigen Tagen diesen Wasserrohrbruch und so wurde die Ausstellung kurzfristig verlegt – erstaunlicherweise nach Rocky Beach. Hast du davon denn nichts gelesen? Im Regionalteil der Zeitung war ein großer Artikel darüber, schließlich ist es eine kleine Sensation, dass unser Rocky Beach zum Brennpunkt des künstlerischen Interesses wird. In Los Angeles ließ sich so schnell kein angemessener Ausstellungsraum finden und unser Museum wurde gerade erst renoviert. Daher ist es wohl recht geeignet.«

»Gut, gut«, sagte Peter ungeduldig. »Weiter!«

»Ich hatte jedenfalls eine Einladung, das heißt, mein Vater hatte eine. Da Rocky Beach ja nicht mehr sein journalistischer Bereich ist, hat er sie mir gegeben und so wollten wir heute an der Vernissage teilnehmen.«

»Daher also auch dieser Aufzug«, bemerkte Peter und konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. Er fuhr fort, mit dem Handtuch zu spielen.

Elizabeth ergriff das Wort: »Ich hatte mich schon gewundert,

warum die Gäste die Galerie noch nicht betreten hatten. Die Eröffnung sollte um vier Uhr sein und es war bereits halb fünf, als Bob auftauchte, aber die Türen waren immer noch verschlossen. Kurz darauf verkündete jemand, dass die Vernissage leider ausfallen müsse, da irgend etwas mit der Beleuchtung nicht stimme, der Strom sei ausgefallen oder so. Die Veranstaltung werde aber in den nächsten Tagen nachgeholt, der genaue Termin stehe dann in der Zeitung. Die Leute waren natürlich alle ziemlich sauer. Einige waren weit gereist, um bei diesem exklusiven Ereignis dabei zu sein. Es gab einigen Trubel, aber so nach und nach verschwanden die Besucher.«

»Na toll. Und wo ist der Diebstahl?«, fragte Peter fordernd.

»Kommt noch«, erwiderte Bob. »Wir blieben nämlich vor dem Museum stehen und unterhielten uns. Zwei Leute kamen aus der Galerie, ein Mann und eine junge Frau. Die Frau war ganz aufgelöst. Wir hörten, wie sie etwas von einem Diebstahl sagte und dass sie nun doch die Polizei rufen müssten und was für eine Skandal es sei, dass das ausgerechnet hier in Rocky Beach passierte.«

»Du meinst also, das mit dem Stromausfall war nur eine Ausrede, in Wirklichkeit sind die Gemälde gestohlen worden?«, fragte Justus. Der Computer interessierte ihn nun nicht mehr. Längst hatte der Bildschirmschoner die Dateien auf dem Monitor ersetzt und bunte Kügelchen flimmerten über die Mattscheibe.

»Genau«, antwortete Bob und grinste stolz. »Und wir sind in der glücklichen Lage noch vor der Polizei etwas davon erfahren zu haben. Was meint ihr? Sollten wir diese Gelegenheit nicht nutzen?« Er sah Justus und Peter herausfordernd an.

»Hm«, machte Peter. »Wir haben damit doch eigentlich gar nichts zu tun.« Er war nicht sehr begeistert davon sich um diesen Fall zu kümmern. Er ahnte, dass das wieder so viel Zeit in Anspruch nehmen würde, dass die Schule, sein Training und nicht zuletzt Kelly darunter litten.

»Immerhin waren wir dabei«, antwortete Elizabeth.

»Na ja, fast«, murmelte Peter und warf einen unsicheren Blick zu Justus.

Doch der Erste Detektiv hatte bereits dieses unternehmungslustige Glitzern in seinen Augen, was Peters Hoffnungen schwinden ließ. »Ich finde, Bob hat Recht. Das ist eine gute Gelegenheit Nachforschungen anzustellen, da wir wohl fast die Ersten sind, die von diesem Diebstahl wissen.«

»Eben sagtest du noch, wir hätten so viel Arbeit«, maulte Peter. »Wolltest du nicht die Berichte überarbeiten?«

»Das kann warten«, erwiderte Justus knapp und erhob sich.

»Moment«, sagte Peter. »Seit wann wird so was so schnell entschieden? Ich finde, wir sollten uns erst mal einig werden. Meiner Meinung nach lassen wir die Finger davon, denn erstens haben wir selbst nichts damit zu tun, zweitens haben wir auch so genug Arbeit, drittens haben wir nicht einmal einen Auftraggeber und viertens könnten wir ja gleich die Zeitung aufschlagen und nach dem nächsten ungelösten Verbrechen Ausschau halten, wenn wir unbedingt einen neuen Fall haben wollen.«

Elizabeth grinste Peter herausfordernd an. »Das stimmt nicht ganz«, sagte sie und fuhr sich durch die kurzen, rötlichen Haare. »Ihr habt einen Auftraggeber: mich! Ich wollte schließlich unbedingt auf diese Vernissage. Da diese nun ausfiel, gebe ich euch den Auftrag den Fall zu lösen, damit die Ausstellung nachgeholt wird.«

Peter sah sie verdutzt an, während Bob und Justus in sich hinein grinsten.

»Na los, Peter«, begann Justus versöhnlich. »Es kann bestimmt nicht schaden, wenn wir uns vor Ort einmal umsehen. Es wird sich ja zeigen, ob sich dabei etwas ergibt.«

Bob war schon bei der Tür. »Worauf wartet ihr? Je eher wir da sind, desto besser stehen die Chancen noch vor der Polizei etwas herauszufinden. Welchen Wagen nehmen wir?«

Doppelte Abfuhr

Die drei ??? wurden enttäuscht: Als sie und Elizabeth in Peters MG bei der ›Art Gallery Hall‹ ankamen, standen bereits zwei Polizeiwagen vor dem Gebäude. Ein Beamter saß noch im Wagen und sprach über Funk offenbar mit dem Präsidium. Die anderen schienen bereits im Innern des Gebäudes zu sein. Die vier näherten sich dem Eingang.

»Und jetzt?«, fragte Peter. »Sollen wir einfach reingehen?«

»Wir werden uns das Gebäude zunächst von außen ansehen«, schlug Justus vor. »Mal sehen, ob wir ausmachen können, wo der Dieb eingestiegen ist.« Sie umrundeten den Betonbau, der in freundlichen Gelb- und Orangetönen angemalt worden war. Es gab einige Fenster, die jedoch alle vergittert waren. Eine Stahltür auf der anderen Seite diente als Hintereingang.

»Hm, sieht irgendwie nicht sehr einbruchssicher aus«, bemerkte Bob. »Die Fenster sind zwar vergittert, aber diese Tür ... ich glaube nicht, dass es für einen Profi besonders schwierig ist das Schloss zu knacken.«

»Aber hier sind doch sicher Alarmanlagen«, überlegte Elizabeth. »So einfach wird man es dem Einbrecher ja wohl nicht gemacht haben.«

Justus hob zweifelnd eine Augenbraue. »Meinst du? Immerhin ist dies nicht das ›Los Angeles County Museum of Art‹. Dort gibt es sicherlich sehr gute Alarmanlagen, aber wir sind hier in Rocky Beach. Unser Kunstmuseum ist eigentlich gar nicht dafür gedacht so wertvolle Bilder auszustellen, daher dürften auch die Sicherheitssysteme eher einfach gehalten sein. Außerdem«, sein Blick wanderte an der Wand entlang nach oben, »bestehen noch mehr Möglichkeiten in ein Gebäude einzudringen. Das Flachdach da oben zum Beispiel. Wahrscheinlich gibt es ein Oberlicht oder eine Belüftungsanlage, die nicht halb so gut gesichert sind, wie sie es in diesem Fall hätten sein sollen.«

»Ob Cotta an diesem Fall dran ist? Vielleicht ist er sogar gerade drinnen«, überlegte Peter. Inspektor Cotta war ihr Ansprechpartner bei der hiesigen Polizei, mit dem sie teilweise recht eng zusammenarbeiteten. Er hatte ihnen schon oft bei ihren Ermittlungen geholfen, konnte selbst aber auch froh über die Mitarbeit der drei Detektive sein: Bei einigen Fällen hatten sie ihm wichtiges Beweismaterial oder sogar Verbrecher geliefert, von deren Existenz die Polizei nicht einmal eine Ahnung gehabt hatte. »Wir sollten einfach mal fragen. Vielleicht kann er uns ein paar Informationen geben.«

Die anderen stimmten zu und sie kehrten zum Eingang zurück. Der Beamte im Wagen telefonierte immer noch und den drei ??? und Elizabeth gelang es, unbemerkt das Gebäude zu betreten. In der Eingangshalle war es angenehm kühl. Ein kleiner Kassentisch stand neben dem Eingang, einige Prospekte lagen aus und ein Wegweiser an der Wand erklärte den Besuchern, wie die ›Art Gallery Hall‹ eingeteilt war. Ansonsten war die Halle eher schlicht: Nur ein Garderobenständer stand noch an der Wand und hier und da hing ein Gemälde, das von einem von der Decke hängenden Halogenstrahler ausgeleuchtet wurde.

»Das mit dem Stromausfall war auf jeden Fall ein Vorwand«, stellte Elizabeth fest. Noch immer war niemand zu sehen und die vier betraten einen Gang, der laut Hinweistafel in den Hauptausstellungsraum führen sollte. Auch hier hingen einige moderne Gemälde, die von Kunststudenten des hiesigen Colleges stammten, wie kleinen Schildern zu entnehmen war. Aus dem Raum, in den der Gang mündete, hörten sie Stimmen.

Als sie ihn betraten, sahen sie drei Polizisten, die sich interessiert den Tatort ansahen, und Bob erkannte den Mann und die junge Frau wieder, die er schon vor etwa einer Stunde gesehen hatte. Außerdem bemerkte er, dass die Aufmerksamkeit der Polizisten sich hauptsächlich auf eine Stelle an der Wand richtete. Auf eine kahle Stelle. Überall sonst hingen

Bilder, die Bilder von Ed Stingwood, wie Bob schnell erkannte, nur hier bestrahlte die Lampe an der Decke eine weiße Wand.

Plötzlich bemerkte ein Polizist die unerwarteten Besucher und kam auf sie zu. Er hatte einen militärisch wirkenden Kurzhaarschnitt und ein ungewöhnlich rotes Gesicht. »Was habt ihr hier zu suchen?«, fragte er scharf. »Wie kommt ihr hier überhaupt herein?«

»Durch die Tür«, antwortete Justus. »Sie war offen und eigentlich wollten wir zu einer Vernissage. Wo findet die denn bitte statt?«

Peter grinste in sich hinein. Justus hatte ein erstaunliches schauspielerisches Talent, das er seit seiner Zeit als Kinderstar beim Fernsehen immer gepflegt und verfeinert hatte. Seine Rolle als Ausstellungsbesucher nahm man ihm allein durch sein selbstverständliches Auftreten ohne weiteres ab, obwohl er nur ein nicht mehr ganz taufrisches T-Shirt, kurze Jeans und Turnschuhe trug.

»Nirgendwo«, brummte der Mann unfreundlich. »Die Vernissage ist auf einen unbestimmten Termin verlegt worden.«

»Und warum, wenn ich fragen darf?«, wollte Justus wissen.

»Informiert euch darüber bei den Betreibern dieser Galerie«, erwiderte der Polizist schroff. »Würdet ihr jetzt bitte gehen, wir haben zu tun.«

»Dies sind doch die Bilder von Ed Stingwood?« Der Erste Detektiv ließ nicht locker. »Es sieht ganz so aus, als würde dort eines fehlen. Ist es vielleicht gestohlen worden?«

»Bitte verlasst unverzüglich dieses Gebäude. Ihr behindert die Polizeiarbeit«, sagte der Beamte scharf.

»Wir möchten Sie nicht behindern, sondern Ihnen helfen. Wenn Sie uns sagen könnten, was passiert ist ...«, begann Justus erneut, doch sein Gegenüber unterbrach ihn.

»Wie käme ich dazu!«

»Ganz einfach«, erwiderte Justus. »Wir sind Detektive. Ich

bin Justus Jonas und dies sind meine Kollegen Peter Shaw und Bob Andrews. Und Elizabeth Carroll«, fügte er noch hinzu und lächelte das Mädchen kurz an. »Sie können sich bei Inspektor Cotta über uns informieren, er wird Ihnen sagen, dass wir seit längerer Zeit sozusagen freie Mitarbeiter der Polizei von Rocky Beach sind.« Über fehlendes Selbstvertrauen hatte sich Justus noch nie beklagt.

Der Beamte sah ihn scharf an. »Ich bin Inspektor Cotta«, erwiderte er wütend und seine roten Wangen glühten. Die drei ??? sahen sich erstaunt an. »Zumindest dienstlich gesehen«, fügte der Mann hinzu. »Mein Name ist Inspektor Kershaw. Ich vertrete Cotta, solange er im Urlaub ist, und somit fällt seine Tätigkeit nun in meinen Aufgabenbereich. Von freien Mitarbeitern in Form von Möchtegern-Detektiven ist mir nichts bekannt. Und nun verlasst das Gebäude!«

»Wann kommt Inspektor Cotta denn zurück?«, fragte Justus schnell.

»Er ist vorgestern erst gefahren«, erwiderte Kershaw nur. »Und jetzt raus hier!«

Für einen Moment fiel dem Ersten Detektiv nichts mehr ein und dieser Moment reichte Inspektor Kershaw, um die vier aus dem Raum zu schieben. Er begleitete sie bis zum Ausgang und schloss hinter ihnen die Tür ab.

»Das war ja wohl nichts«, bemerkte Peter, als sie wieder in der warmen Nachmittagssonne standen.

»Kann man so sagen«, murrte Justus. »Sehr ärgerlich, dass Cotta nicht da ist. Er hätte uns sicher einige Informationen gegeben. Nun müssen wir uns die auf andere Weise holen.«

»Du willst weitermachen?« Bob blinzelte Justus im hellen Sonnenlicht an.

»Warum nicht?«

»Na ja, weil Peter eigentlich Recht hat«, fuhr Bob fort. »Wir haben mit dem Fall nichts zu tun. Einen Versuch war es ja wert uns hier umzusehen, aber wir sind gerade formvollendet abge-

blitzt. Was sollen wir also noch machen?«

Elizabeth sah ihren Freund ungläubig an. »Und was ist mit mir?«, fragte sie fordernd. »Ich bin immerhin eure Klientin. Wollt ihr mir etwa einfach sagen, dass ihr keine Lust mehr habt euch um meinen Fall zu kümmern?«

»Klientin ist gut«, witzelte Peter. »Justus hat dich doch eben zum Ehrenmitglied ernannt. ›Meine Kollegin Elizabeth Carroll‹«, ahmte er den Tonfall von Justus nach und lachte. »Du bist nun wohl das vierte Fragezeichen.«

»Ich verzichte auf meinen Ehrentitel und werde wieder Klientin. Also macht euch an die Arbeit.«

»Komisch«, murmelte Bob. »Normalerweise beschwerst du dich immer darüber, dass ich so wenig Zeit habe. Und nun bestehst du förmlich darauf, dass wir einen neuen Fall annehmen. Du hast wohl Blut geleckt, weil du sozusagen in der ersten Reihe saßt, was?«

Elizabeth erwiderte nichts, sondern lächelte Bob nur an.

»Ich finde, wir sollten uns noch eine Chance geben«, ergriff Justus das Wort. »Ich habe mir auch schon etwas überlegt. Stellt euch vor, der Bilderdiebstahl war kein Gelegenheitseinbruch, sondern eine geplante Sache. Und zwar so genau geplant, dass der Wasserrohrbruch im ›County Museum‹ kein Zufall war, sondern inszeniert wurde, um zu verhindern, dass die Ausstellung in einem gut bewachten Museum stattfindet.«

»Kein schlechter Gedanke«, stimmte Bob zu. »Du meinst also, wir sollten nach L. A. fahren, um uns im ›County Museum‹ mal umzusehen?«

Justus nickte. »Ganz genau.« Dann bemerkte er, wie Peter verstohlen auf seine Armbanduhr blickte. »Du wirst das Training sicherlich nachholen können, Peter«, erriet er dessen Gedanken und grinste.

Peter schaltete schnell: »Wer redet denn von Training. Ich bin nur besorgt wegen der ganzen Arbeit, die sich in der Zentrale stapelt. Die muss schließlich auch erledigt werden.« Er

grinste triumphierend zurück.

Peter setzte Elizabeth zu Hause ab, da sie noch für die Schule zu tun hatte. Dann fuhr er mit Bob und Justus nach Los Angeles. Der Verkehr war hier wie gewohnt katastrophal. Die drei ??? bereuten schon bald, dass sie gleich losgefahren waren, anstatt das Wochenende abzuwarten. Denn so gerieten sie am späten Nachmittag in den vollen Berufsverkehr. In Los Angeles gab es nur eine kurze U-Bahn-Linie und so zogen es die meisten Bürger vor trotz der ständig über der Metropole schwebenden Smogglocke ihren eigenen Wagen zu nehmen. Es herrschte drückende Hitze.

»Wenn das so weitergeht, kommen wir nicht mehr im Museum an, solange es noch geöffnet ist«, stöhnte Peter, als sie wieder einmal im Rückstau einer Ampel standen. »Vielleicht war das doch keine so gute Idee.«

Justus wollte dem fast zustimmen, sagte dann aber nichts. Schließlich hatte er den Vorschlag gemacht.

»Ach, wir schaffen das schon«, meinte Bob auf dem Beifahrersitz gut gelaunt. »Ich könnte mich nur immer noch über diesen Inspektor Kershaw ärgern. So ein aufgeblasener Idiot. Was bildet der sich eigentlich ein, er hätte sich doch wenigstens über uns informieren können! Na ja, aber was will man von jemandem erwarten, der Kershaw heißt«, fügte er hinzu und erntete dafür einen Rippenstoß von Peter.

»Ist halt auch nur ein Mensch«, murmelte Justus geistesabwesend.

Peter bog in den Wilshire Boulevard ein und suchte kurz darauf an der Ecke Hancock Parc nach einem Parkplatz. Ein erneuter Blick auf seine Uhr sagte ihm, dass ihnen nicht mehr viel Zeit blieb. »Muss reichen«, murmelte er und stieg aus. Sie betraten das Museumsgebäude und zahlten an der Kasse.

»So, wo war jetzt dieser Wasserrohrbruch?«, fragte Peter, der sich wunderte, warum trotz dieses Zwischenfalls das Museum normal besucht werden konnte.

»Der war nur in einem Flügel des Museums«, erklärte Justus.

»Ausgerechnet in der ›Robert O. Andersen Gallery‹, in der die zeitgenössische Kunst ausgestellt wird. Deshalb glaube ich auch nicht an einen Zufall. Anderson war übrigens ...«

»Erspare uns das!«, unterbrach Peter ihn. »Ich glaube nicht, dass es für unsere Ermittlungen wichtig ist, wer Robert O. Anderson war oder ist.«

Erstaunlicherweise fuhr Justus diesmal tatsächlich nicht mit seinen Erläuterungen fort, denn er hatte auf dem Wegweiser die Galerie entdeckt und ging nun schnurstracks darauf zu.

Sie durchquerten einen Teil des Museums, ohne den ausgestellten Kunstwerken Beachtung zu schenken. Bob hätte sich gerne etwas umgesehen, doch die Zeit drängte. Der Zugang zur Galerie war durch ein Seil versperrt, an dem ein Schild mit der Aufschrift ›Zurzeit leider geschlossen hing. In der Nähe stand eine Aufsichtsperson in einer Uniform. Die drei ??? gingen auf die Frau zu.

»Entschuldigen Sie«, begann Justus, »wir würden uns gern die ›Robert O. Andersen Gallery‹ ansehen.«

»Tut mir Leid, die ist zurzeit geschlossen.«

»Das wissen wir«, fuhr Justus fort, »wir haben von dem Wasserrohrbruch gehört. Aber wir würden uns trotzdem gern einmal den Schaden ansehen, da wir zur Zeit in der Schule an einem Projekt arbeiten, in dem wir durch äußere Einflüsse entstandene Schäden an Bauwerken untersuchen sollen. Wäre es vielleicht möglich, mal einen Blick in die Räume zu werfen?«

»Tja, ich weiß nicht«, antwortete die Frau zögernd. »Es sind bereits Handwerker drinnen, um den Schaden zu beheben.«

»Wir werden sie bestimmt nicht bei ihrer Arbeit stören«, griff Bob ein und setzte sein sympathischstes Lächeln auf.

»Eigentlich ist den Besuchern der Zutritt untersagt.«

»Aber wir sind ja keine Besucher«, erklärte Peter. »Jedenfalls nicht im herkömmlichen Sinne. Wir sind sozusagen ... beruf-

lich hier.« Diese Behauptung war nicht einmal eine Lüge, stellte Peter zufrieden fest.

Die Aufseherin überlegte noch, als sich ihnen ein Mann näherte. Peter nahm ihn zunächst nur aus den Augenwinkeln wahr, und er drehte sich um. »Oh, nein«, murmelte er leise.

»Was sucht ihr denn schon wieder hier?«, fragte Inspektor Kershaw barsch, als er die drei bemerkte.

»Herr Inspektor!«, rief Justus erfreut. »Schön Sie so schnell wiederzusehen. Wir sind für die Schule hier.«

»Ja«, mischte sich die Aufseherin eifrig ein. »Diese drei jungen Herren arbeiten an einem wichtigen Projekt und wollen sich die Wasserschäden ansehen. Vielleicht können Sie sie gleich mitnehmen, Herr Inspektor.« Offenbar waren ihre Zweifel plötzlich wie weggefedt.

Kershaw wandte sich ihnen zu. »Ich weiß zwar nicht, wie ihr darauf kommt, dass es dort etwas Interessantes zu sehen gibt«, sagte er eindringlich und sein rotes Gesicht wurde noch röter, »aber ihr lasst besser die Finger davon. Ich möchte euch nicht noch einmal begegnen.«

Die Hitze hatte kaum nachgelassen, als sie auf dem Rückweg nach Rocky Beach waren.

»Das war es ja wohl nicht«, brummte Bob. Seine gute Laune hatte ihn mittlerweile verlassen. »Was machen wir jetzt?«

»Aufhören«, sagte Peter schnell. »Justus hat selbst gesagt, dass wir uns noch eine Chance geben. Die hatten wir, aber offenbar ist die Polizei doch nicht so dumm, wie wir manchmal glauben. Dieser Kershaw hatte scheinbar den gleichen Gedanken wie wir. Ich möchte dem Typen nicht unbedingt in die Quere kommen.«

»Peter hat Recht«, stimmte nun auch Justus zu, der es sich auf der Rückbank bequem gemacht hatte. »Es war einen Versuch wert, aber offenbar will man uns nicht ermitteln lassen. Schade, aber sei es drum, dann haben wir eben keinen neuen Fall. Ist nicht so schlimm, es wartet sowieso genug Arbeit auf

uns.« Er schwieg und dachte über diesen Tag nach. Eigentlich war alles schief gelaufen. »Dies ist einer der Tage, die man getrost aus dem Gedächtnis streichen kann«, seufzte er.

Tante Elenors Augapfel

Zwei Tage später erfuhren die drei ??? Neues über den Einbruch im Museum. Die Presse hatte Wind von der Sache bekommen und die ›California News‹ berichtete ausführlich darüber. Tatsächlich war bei dem Einbruch nur ein einziges Bild gestohlen worden und gerade das galt als Meisterwerk des Künstlers: Die ›Grüne Eisenfrau‹ nannte sich das Ölgemälde.

»Wie ich schon vermutet hatte, wusste der Dieb sehr genau, was er wollte«, sagte Justus, als er mit Bob zusammen in der Zentrale saß. Dieser war gerade von Sax Sandler zurückgekommen und hatte die Zeitung mitgebracht. »Ich bin immer mehr davon überzeugt, dass der Wasserrohrbruch kein Zufall war, sondern zu einem sorgfältig ausgetüftelten Plan gehörte.«

Bob verdrehte die Augen. »Hätte ich dir den Artikel doch bloß nicht gezeigt«, sagte er. »Du stürzt dich ja geradezu auf jede Information, die man dir zuwirft. Ich dachte, wir wollten den Fall ruhen lassen.«

»Was nicht heißt, dass ich mich nicht geistig betätigen darf«, fand Justus und studierte zum wiederholten Mal den Zeitungsartikel.

»Was ist nun?«, wollte Bob wissen. »Ich sollte doch unbedingt herkommen, um die Dateien zu aktualisieren.«

»Bitte«, murmelte Justus geistesabwesend, da er noch immer in die Zeitung vertieft war. »Nur zu.« Bob seufzte so laut, dass Justus aufsah. »Was ist?«

»Du sitzt auf dem Schreibtischstuhl.«

»Oh.« Justus räumte den Platz für Bob.

Bob schaltete den Computer ein. In diesem Moment öffnete sich die Tür zum Wohnwagen und mit einem Schwall frischer Luft kamen Peter, Kelly und Elizabeth herein. Kelly war mit Elizabeth zusammen gewesen, als sie sich mit Peter getroffen hatte. Sie hatten beschlossen, mal in der Zentrale vorbeizusehen.

»Da seid ihr ja«, sagte Bob und schaltete den Computer wieder aus.

»He!«, protestierte Justus. »Willst du dich schon wieder vor der Arbeit drücken?«

»Niemals!«, beteuerte Bob. »Aber hattest du nicht vorhin etwas von einem Kirschkuchen erzählt, den deine Tante Mathilda für uns hat? Den sollten wir essen, solange er noch ...« Bob fiel so schnell nichts ein, was ein Kirschkuchen jetzt sein könnte und in einer Stunde vielleicht nicht mehr war. »Solange die Sonne noch scheint.«

»Die Sonne wird noch den ganzen Tag scheinen, Bob«, erwiderte Justus.

»Wer weiß«, sagte Bob scheinheilig, stand auf und verließ den Wohnwagen.

Tante Mathildas Kirschkuchen war wie immer erste Klasse. Die fünf saßen auf der Veranda und ließen es sich schmecken.

Justus bedauerte es, dass seine Freundin Lys nicht dabei sein konnte. Lys de Kerk war eine junge Schauspielerin, die die drei ??? – und besonders Justus – einmal bei einem Fall kennengelernt hatten. Mittlerweile ging das Mädchen aufs College, um sich neben der Schauspielerei noch ein zweites Standbein zu erarbeiten. Lys hatte bereits ein eigenes kleines Apartment. Heute hatte sie keine Zeit, da sie für eine Prüfung lernen musste. Justus stellte sich vor, wie sie jetzt allein zu Hause über ihren Büchern schwitzte, während sie hier gemütlich in der Sonne saßen.

»Ich habe übrigens eine Neuigkeit für euch«, unterbrach Kelly seine Gedanken.

»Über den Einbruch?«, fragte Justus gleich.

»Nein, nicht über den Einbruch. Ich habe einen neuen Fall für euch.«

»He!«, unterbrach Elizabeth sie. »Was soll das heißen? Sie haben doch bereits einen Fall. Ich bin ihre Klientin.«

»Tut mir Leid, Elizabeth«, sagte Bob. »Wir haben den Fall aufgegeben. Dieser Inspektor Kershaw kam uns zweimal in die Quere und war nicht an einer Zusammenarbeit interessiert. Und in diesem Fall wäre das schon notwendig gewesen.«

»Und was ist mit der Vernissage?«

»Die findet statt. In der Zeitung steht, dass sie in der nächsten Woche nachgeholt wird. Zwar ohne die ›Grüne Eisenfrau‹, aber immerhin.«

»Ohne wen?«, fragte Elizabeth verblüfft. Bob klärte sie über die Zusammenhänge auf. »Na schön«, lenkte sie ein. »Wenn die Vernissage stattfindet, bin ich dazu bereit euch zu entlassen.«

»Also, Kelly, was hast du für uns?«, wollte Justus wissen.

»Nun ja«, begann sie zögernd, »es ist vielleicht nicht so spektakulär wie ein gestohlenes Gemälde, aber immerhin ist etwas verschwunden. Ein Medaillon. Es gehört meiner Großtante Elenor und sie vermisst es seit ein paar Tagen. Am Wochenende war bei uns ein großes Familienfest und Tante Elenor war auch da. Ich kenne sie eigentlich gar nicht richtig, sie ist eine dieser Verwandten, die man höchstens einmal auf runden Geburtstagen in der Familie sieht. Sie erwähnte, dass ihr uraltes Familienerbstück, ein wertvolles Medaillon, abhanden gekommen ist. Ich erzähle mehr so nebenbei, dass ich ein paar Detektive kenne, und sie bat mich euch zu fragen, ob ihr nicht helfen wollt den Anhänger wiederzufinden. Erst habe ich die Sache verdrängt, doch sie rief mich heute an, um zu fragen, ob ihr nun interessiert seid.«

»Hm«, machte Justus. »Ein verschwundener Anhänger ist tatsächlich nicht sehr spannend.« Er verzog das Gesicht und blickte in die Runde. Auch Peter und Bob sahen nicht gerade begeistert aus.

»Ich dachte, es wäre ein kleiner Trost für die Museumsgeschichte«, fuhr Kelly fort. »Und außerdem lautet euer Motto doch ›Wir übernehmen jeden Fall‹. Tja, da könnt ihr euch wohl

schlecht drücken.«

Justus' Gesichtsausdruck verfinsterte sich noch ein bisschen mehr. »So habe ich das allerdings noch nie gesehen. Wo wohnt denn deine Großtante?«

»In Malibu. Sie hat ein eigenes Haus an der Küste.«

»Und ihr komisches Familienerbstück ist ihr wirklich so wichtig, dass sie Detektive anheuern will?«, fragte Bob.

Kelly nickte und lächelte, als wolle sie sich dafür entschuldigen eine solche Großtante zu haben.

»Na, dann müssen wir wohl mit hinfahren«, sagte Bob.

»Ich habe ihr gesagt, dass ihr vielleicht sogar schon heute Nachmittag vorbeikommen könnt.« Wieder lächelte sie verlegen.

Überraschenderweise war Bob auf ihrer Seite. »Na gut, dann fahren wir nachher hin«, sagte er munter.

Justus warf ihm einen düsteren Blick zu. »Du willst dich doch nur vor der Arbeit drücken.«

Bob grinste. »Wie kommst du denn darauf? Ich richte mich nur nach unserem Motto: ›Wir übernehmen jeden Fall.«

Das Haus von Elenor Madigan war viel zu groß für eine Person. Kelly hatte ihnen verraten, dass Tante Elenor unverheiratet war und allein lebte. Es lag in einer Reihe anderer großer Privathäuser direkt an der Straße, die an der felsigen Küste von Malibu entlangführte.

Die drei ??? saßen in Peters Wagen und sahen sich das Gebäude erst einmal von außen an. »Kelly hat mir bereits einiges über ihre Großtante erzählt«, berichtete Peter. »Sie scheint etwas ... merkwürdig zu sein. Angeblich sammelt sie allen möglichen Plunder und hat überhaupt einen komischen Geschmack. Ihr dürft euch also über nichts wundern.«

»Wo denkst du hin. Der Klient ist König«, antwortete Bob weltmännisch und öffnete die Wagentür.

Sie betraten den Vorgarten, der zwar sehr gepflegt war, aber

über und über mit Kuriositäten voll gestellt war. Ein Vogelhäuschen, das aussah wie ein chinesischer Tempel, stand direkt neben einer etwa einen Meter großen steinernen Figur, die sich als deutscher Gartenzwerg entpuppte. Die drei Detektive hatten solche merkwürdigen Figuren auf ihrer Europareise öfter zu Gesicht bekommen, jedoch nie erwartet diesen Gartenschmuck auch in Kalifornien wiederzufinden.

»Ist das jetzt modern?«, fragte Bob.

»Mal was anderes«, fand Peter. »Aber was ist das da hinten für ein Müllhaufen? Ob Tante Elenor ausgemistet hat?« Er wies auf einen Stapel verrosteten Metalls, der seltsam deplatziert auf dem frisch gemähten Rasen wirkte.

Justus lachte. »Das ist eine Skulptur«, klärte er die beiden auf.

»Tante Elenor hat wirklich einen ausgefallenen Geschmack. Aber jetzt reißt euch zusammen. Wir müssen seriös wirken. Oder willst du Kelly in Verlegenheit bringen, Peter?«

Peter biss sich auf die Lippen und ließ dann seine Mundwinkel nach unten sinken, während er eine Augenbraue hob.

Jetzt sah er aus wie ein englischer Butler. »Ich bin die Seriosität in Person«, sagte er mit nasaler Stimme und unbewegter Miene, konnte sich das Lachen dann aber doch nicht verkneifen.

Justus wollte ihm einen vorwurfsvollen Blick zuwerfen, doch auch er musste grinsen. Schließlich zwang er sich zur Ernsthaftigkeit und ging die beiden Treppenstufen hinauf zur Tür.

Er warf einen Blick auf das Klingelschild, dann klingelte er. Ein melodischer Gong, der gar nicht wieder aufhören wollte, ertönte im Inneren des Hauses. Die drei ??? erkannten die berühmte Melodie des »Big Ben« in London. Noch bevor das Glockenspiel zu Ende war, öffnete sich die Tür und eine beliebte Frau um die sechzig erschien. Sie trug einen glitzernden Hausanzug, der in grellen Rottönen gemustert war, hatte glänzende schwarze Haare und trug zentimeterdickes Make-up. Die

Stimme, mit der sie nun sprach, passte zu ihrem Äußeren: Sie war laut und schrill.

»Ach, entschuldigt, dieser Gong ist immer so laut und dauert sehr lange.« Die Melodie verklang gerade mit ihrem letzten Ton. »Ha, seht ihr, schon ist er still.« Sie strahlte die drei an.

»Ihr müsst diese Detektive sein, die Kelly mir empfohlen hat, richtig?«

»Richtig, Mrs. Madigan...«, begann Justus.

»Oh, Miss Madigan, bitte«, unterbrach ihn Kellys Großtante.

»Verzeihung. Wir sind die drei Detektive.« Justus reichte ihr eine der Visitenkarten, die sie stets bei sich trugen.

Die drei Detektive	
???	
Wir übernehmen jeden Fall	
Erster Detektiv	Justus Jonas
Zweiter Detektiv	Peter Shaw
Recherchen und Archiv	Bob Andrews

»Lasst mich raten«, schlug Elenor Madigan vor. »Du bist sicherlich Justus Jonas«, sagte sie und wies auf Justus. Dieser nickte. »Dann musst du Bob sein«, fuhr sie fort und streckte Peter ihren Finger entgegen, »und du bist bestimmt der Peter von meiner kleinen Kelly.« Sie lächelte Bob zu.

Der musste sich schwer zusammenreißen, um nicht loszulaufen. Deshalb konzentrierte er sich in diesem Moment schnell auf etwas völlig anderes. Er dachte an das Pfannkuchenrezept seiner Mutter, während er sagte: »Nein, ich bin Bob.«

»Oh!«, rief Miss Madigan und klatschte in die Hände. »Ach, na ja, so was passiert. Kommt doch herein und trinkt einen Tee mit mir, dann kann ich euch alles erzählen.« Sie führte die drei ins Wohnzimmer. Auf dem Weg dorthin gab es bereits einiges zu sehen. Direkt hinter der Eingangstür starrte sie eine hölzerne

afrikanische Maske von gigantischen Ausmaßen an. Ihr dämonischer Blick fiel auf die Tür, deren Innenseite in einem schreienden Gelb gestrichen war. Vom kleinen Flur ging es in eine Eingangshalle, die vollgestopft war mit den verschiedensten Dingen. Weitere Masken, Bilder, Puppen, Statuen und Plastiken hingen, standen oder lagen überall herum. Doch nichts schien recht zusammenzupassen. Afrikanische Masken wechselten sich ab mit ägyptischen Wandbehängen, griechische Statuen standen unter deutschen Kuckucksuhren. Modernes und Altmodisches waren dicht gedrängt. Die Eingangshalle sah eher aus wie das Warenlager von Onkel Titus als wie ein bewohntes Haus.

»Die ›Grüne Eisenfrau!«, rief Bob erstaunt und zeigte auf ein großes gerahmtes Bild, das an einer Wand zwischen einem chinesischen Fächer und einem Spiegel mit goldenem, reich verziertem Rahmen hing.

Peter, der nicht sofort wusste, wovon Bob sprach, drehte sich verwirrt zu ihm um. »Was für eine Frau?«, fragte er.

Doch Miss Madigan kam ihm zuvor. »Ah, ein Kunstkenner. Sehr schön. Ihr habt sicher von dieser Tragödie gehört, die sich ereignet hat. Das großartigste Werk von Ed Stingwood ist für immer verloren.« Sie dehnte das Wort Tragödie unendlich in die Länge.

Nun begriff Peter. »Die ›Grüne Eisenfrau? Das ist dieses Bild?«

»Eine Reproduktion davon, ja«, erklärte Elenor Madigan. »Es gab einen Druck des Meisterwerks in limitierter Auflage und ich war in der glücklichen Lage eines von tausend Exemplaren zu erstehen. Jetzt da das Original gestohlen ist, wird der Druck vielleicht einmal richtig wertvoll werden.«

Peter sah sich das Bild an. Es war ein wildes Gekleckse in hellgrauen und mintgrünen Tönen. Hier und da schien der Maler das Bild mit dem Pinsel durchgestrichen zu haben, doch Peter ging davon aus, dass die breiten Farbstreifen dazugehör-

ten. In den chaotischen Formen gelang es ihm mit einiger Fantasie Objekte auszumachen. Er glaubte ein Haus zu erkennen und dieser Bogen dort konnte der Rücken eines Pferdes sein. Aber nirgendwo auf dem Bild entdeckte er eine grüne Eisenfrau. Was immer das überhaupt war. Doch er behielt seine Gedanken lieber für sich.

Sie gingen weiter in das Wohnzimmer, das eine breite Fensterfront Richtung Pazifik hatte. In diesem Raum herrschte ein ähnliches Chaos. Auch hier sah es so aus, als hätte sich ein geisteskranker Raumausstatter und Designer einmal richtig ausgetobt, keines der Möbelstücke passte zum anderen. In einer Ecke stand ein alter Sekretär aus reich verziertem Nussbaumholz, direkt daneben ein hochmodernes Regal aus Stahl und Glas.

Elenor Madigan bat die drei ??? Platz zu nehmen. Sie holte den Tee und als sie sich zu den dreien setzte, begann sie mit ihrer Geschichte. »Das Medaillon ist ein uraltes Erbstück aus meiner Familie. Meine Urgroßmutter bekam es zur Verlobung von ihrem Mann geschenkt und seitdem ist es von Generation zu Generation gewandert. Ich habe es immer gehütet wie meinen Augapfel, es war mir stets das wichtigste Stück in meiner Sammlung.« Sie machte eine großzügige Geste, die den ganzen Raum einschloss. Dieses Durcheinander nannte sie offenbar eine Sammlung. »Und nun ist es verschwunden.« Mit einer weiteren übertriebenen Geste unterstützte sie diesen Satz und niedergeschlagen massierte sie mit Daumen und Mittelfinger ihre Schläfen.

»Was heißt das, es ist verschwunden? Glauben Sie, dass es gestohlen wurde?«, wollte Justus wissen.

»Gestohlen?« Kellys Tante sah erschrocken auf, als hätte man sie selbst eines Diebstahls verdächtigt. »Gott bewahre, nein! Nein, es ist sicher nicht gestohlen worden. Es ist ... verloren gegangen! Ich hatte es immer in meiner Schmuckschatulle aufbewahrt und eines Tages war es nicht mehr da. Ich muss es verlegt haben, ich weiß nicht. Ach, ich

muss es verlegt haben, ich weiß nicht. Ach, ich bin manchmal etwas zerstreut. Wisst ihr, dieses große Haus und meine Sammlung, all das bedarf so viel Aufmerksamkeit und Pflege. Da passiert es schon mal, dass ich etwas an einen falschen Platz lege.«

Justus nickte. »Und wir sollen den Anhänger suchen?«

»Gesucht habe ich ihn schon selbst. Das ganze Haus habe ich auf den Kopf gestellt, aber ohne Erfolg.« Wieder seufzte sie schwer und griff sich ans Herz, als leide sie durch den Verlust ihres Erbstücks körperliche Schmerzen. »Aber ihr seid doch Detektive. Ihr könnt bestimmt nachforschen, wo mein Augapfel geblieben ist.«

Peter runzelte die Stirn. »Mehr als suchen können wir auch nicht«, sagte er und ertete dafür einen unauffälligen Fußtritt von Bob.

»Ich bin mir sicher, dass ihr das schafft. Kelly hat so von euch geschwärmt. Sie sagte, wenn jemand das Medaillon finden kann, dann Justus, Peter und Rob.«

»Bob«, sagte Bob.

»Ach ja, verzeih mir.« Miss Madigan lächelte Bob zu.

Obwohl damit bereits alles geklärt war, fuhr sie mit ihrer Geschichte fort. Sie erzählte von ihrer Familie, von ihrer Sammlung und immer wieder von ihrem »Augapfel« und wie sehr der Verlust sie schmerzte. Es dauerte eine ganze Weile, bis es Justus gelang den Monolog höflich zu unterbrechen, um ihr zu sagen, dass sie jetzt gehen müssten.

»O ja, das verstehe ich natürlich. Ach, ich bin aber auch eine Plaudertasche.« Sie lachte leise und klatschte wieder in die Hände. Dann begleitete sie die drei zur Tür.

»Übrigens, wer ist Ethan Easton?«, wollte Justus wissen, als sie bereits draußen waren.

»Woher weißt du denn von Mr. Easton?«, fragte Miss Madigan erstaunt.

»Der Name steht unter ihrem auf dem Klingelschild«, sagte

Justus und wies auf die kleine Messingtafel unter dem Klingelknopf.

»O ja, natürlich. Das ist mein Untermieter. Er bewohnt ein Zimmer in der oberen Etage. Wie habt ihr euch nun entschieden? Wollt ihr den Auftrag annehmen?«, fragte sie hoffnungsvoll.

»Wir müssen das besprechen«, erwiderte Justus und reichte Elenor Madigan die Hand. »Wir melden uns bei Ihnen.«

»O ja, bitte!«, flehte sie beinahe. »Ich muss das Medaillon einfach wiederhaben!«

Sie verabschiedeten sich und die drei ??? stiegen schnell in den Wagen.

»Meine Güte!«, stöhnte Peter. »Eine Frau wie ein Erdbeben! Ich habe noch nie jemanden erlebt, der so oft Oh und Ah sagt und ständig seufzt.«

»Lass das bloß Kelly nicht hören«, feixte Bob. »Sonst beleidigst du womöglich noch ihre ganze Familie.«

»Ich weiß nicht«, sagte Justus. »So schlimm fand ich sie gar nicht. Sie ist etwas eigenwillig, das stimmt, aber alles in allem scheint sie doch recht liebenswürdig zu sein. Ich glaube, sie wäre wirklich dankbar, wenn wir ihr helfen. Und für uns dürfte es kein Problem sein dieses Medaillon zu finden.«

Justus wusste noch nicht, wie falsch er damit lag.

Das Erdbeben

»Ich habe gleich gesagt, dass es keine gute Idee ist«, zischte Peter, als er zusammen mit Justus den schweren Teppich zusammenrollte, der in Miss Madigans Schlafzimmer vor dem Bett lag. »Ich komme mir vor wie eine Putzhilfe! Was hat das hier bitte noch mit detektivischer Arbeit zu tun?« Er flüsterte, da Tante Elenor jeden Moment auftauchen konnte.

»Reg dich ab!«, zischte Justus zurück. »Wir haben den Auftrag nun einmal angenommen, nun müssen wir ihn auch durchführen!«

»Ich war dagegen!«, flüsterte Peter aufgebracht. Nun hatten sie den Teppich ganz zusammengerollt. »Kein Medaillon zu sehen«, stellte der Zweite Detektiv fest und sie rollten den Teppich wieder aus.

Am Abend vorher hatten die drei in ihrer Zentrale beschlossenen Kellys Großtante zu helfen, auch wenn sie sich darüber im Klaren waren, dass dies kein sonderlich spannender Fall werden konnte. Doch nach einem längeren Vortrag von Justus über ihren Leitspruch und die damit verbundenen Verpflichtungen, die sie nicht einfach so ignorieren konnten, waren sie übereingekommen das Medaillon zu suchen. Wenn Justus ehrlich war, hatte auch er keine Lust dazu. Aber als Erster Detektiv fühlte er sich für die Moral ihres Unternehmens verantwortlich und er hielt es nicht für fair einen Auftrag abzulehnen, bloß weil er langweilig zu werden versprach. Miss Madigan war eine Klientin wie alle anderen auch, es gab also keinen Grund den Fall nicht anzunehmen. Das zumindest hatte Justus am Tag zuvor noch geglaubt und die anderen damit überzeugt, obwohl besonders Peter sich zunächst sehr gesträubt hatte. Mittlerweile musste Justus eingestehen, dass auch er nicht mehr überzeugt war von seiner Entscheidung.

»Oh, seid bloß vorsichtig mit dem guten Stück!«, flötete Elenor Madigan, die plötzlich hinter ihnen in der Tür aufgetaucht

war. »Das ist ein sehr kostbarer Teppich! Na ja, auch wenn er vielleicht nicht sehr wertvoll aussieht, für mich hat er sozusagen persönlichen Wert. Ich habe ihn von einer Asienreise mitgebracht, stellt euch vor, ich kaufte ihn damals bei einem türkischen Teppichhändler, der ihn mir zu einem horrenden Preis verkaufen wollte, aber ich ...«

Peter schaltete seine Ohren auf Durchzug, um diese äußerst spannende Geschichte nicht mitzubekommen. Er stand auf und wandte sich einem der Bilder zu, die an der Wand hingen. Es war eine auf Seide gemalte Darstellung einer Taube, für Peters Geschmack eindeutig zu kitschig, und er hoffte nur, dass Kellys Großtante ihn mit der Geschichte dieses Stücks aus ihrer ›Sammlung‹ verschonte? Er nahm gerade den Rahmen von der Wand, als Miss Madigan laut aufschrie. Vor Schreck ließ Peter das Bild beinahe fallen.

»Nein! Nicht die Bilder, um Himmels willen, nicht die Bilder!«, schrie sie.

Peter dreht sich verdutzt um. »Aber ...«, begann er.

»Wenn einer der Rahmen beschädigt werden würde, könnte ich das nicht verkraften«, rief sie und hielt sich die beringten Hände an die Wangen. »Die meisten Bilderrahmen habe ich nämlich aus Europa, wo ich sie einer Galerie in Irland abkaufte, die schließen musste. Sie haben einen ganz besonderen Wert für mich!«

»Aber«, setzte Peter erneut an, »wir sollen doch das ganze Haus absuchen.«

»Nicht die Bilder!«, wiederholte Miss Madigan. »Und außerdem, junger Mann, glaubst du, ich würde mein Medaillon hinter einem Bild verstecken?«

Peter hätte am liebsten geantwortet, dass er ihr das durchaus zutrauen würde. Doch er verbiss sich die Bemerkung und hängte das Bild stattdessen wieder an seinen Platz. Dann ließ er sich auf die Knie nieder, um unter dem Bett nachzusehen. Oft versteckten Leute etwas unter den Matratzen, doch die wollte

er lieber erst hoch heben, wenn Miss Madigan den Raum verlassen hatte. Sie würde bestimmt wieder laut aufschreien, wenn er den Bettbezug auch nur berührte.

Sie blieb noch eine ganze Weile in der Tür stehen und Peter tat so, als sei er unter dem Bett wahnsinnig beschäftigt. Als sie den Raum endlich verließ, kroch er darunter hervor. »Nicht die Bilder!«, zischte er wütend. »Und die Teppiche auch nicht und vermutlich auch nicht das Bett. Was sagt sie wohl, wenn wir anfangen ihre Schränke zu durchsuchen?«

»Ihr liegt nun einmal sehr viel an ihren Reichtümern«, versuchte Justus ihn zu beruhigen. »Das musst du verstehen. Wir durchsuchen die Schränke einfach, wenn sie gerade nicht da ist.« In Wirklichkeit sah er die Sache genauso wie Peter, doch das konnte er natürlich nicht zugeben. Schließlich war er derjenige, der die beiden anderen dazu überredet hatte den Fall zu übernehmen.

»Das Dumme ist nur, dass sie ständig wie aus dem Nichts auftaucht«, erwiderte Peter und fing missmutig an die Bettdecke zurückzuschlagen und die Matratze anzuheben.

Bob ging es nicht viel besser. Während Justus und Peter in der obersten Etage das Schlafzimmer unter die Lupe nahmen, hielt er sich im Wohnzimmer auf, das sie von ihrem ersten Besuch bereits kannten. Als Miss Madigan das Schlafzimmer verlassen hatte, war sie direkt zu ihm gegangen. Bob war gerade dabei mit einer Taschenlampe hinter einem Schrank nachzusehen.

»Das ist nicht nötig«, sagte Miss Madigan. »Da habe ich schon geguckt.«

»Haben Sie den Schrank von der Wand gerückt? Man kann nämlich kaum etwas sehen«, sagte Bob. Und als Elenor Madigan verneinte, fasste er den Schrank fest an, um ihn zur Seite zu ziehen.

»Halt!«, rief die Hausherrin hysterisch. »Das ist ein wertvoller Schrank! Den kleinsten Kratzer würde ich nicht überleben!«

Bob lächelte sie tapfer an. »Aber möglicherweise lag Ihr Amulett auf dem Schrank und ist dahinter gerutscht. Mit der Taschenlampe kann ich nur wenig erkennen, daher wäre es sinnvoll, wenn ich ihn ein wenig zur Seite rücke. Ich verspreche Ihnen, ich werde ganz vorsichtig sein.«

Elenor Madigan schien mit sich zu kämpfen und sah Bob verzweifelt an. »Nein«, entschied sie dann. »Nein, nein, das wird nicht nötig sein. Ich habe das Medaillon bestimmt nicht auf den Schrank gelegt, ich lege nie etwas auf diesen Schrank. Nein, nein, da ist bestimmt nichts dahinter.«

»Wie Sie meinen«, antwortete Bob und ließ vom Schrank ab, um sich einer der kleinen Plastiken zuzuwenden, die am Fenster standen. Eine war aus Gips und stellte einen Tiger dar. Bob vermutete, dass der Sockel hohl war, so dass man darunter etwas verstecken konnte. Er griff nach dem Tiger, doch wieder funkte Miss Madigan ihm dazwischen.

»Oh, sei bloß vorsichtig! Dieses Stück ist sehr, sehr zerbrechlich! Also, so geht das wirklich nicht, Rob.«

»Bob«, sagte Bob.

»Verzeihung. Was wollte ich sagen? Ach ja, richtig, so geht das wirklich nicht. Hier sind wertvolle Stücke aus meiner Sammlung und du und deine Kollegen, ihr geht damit um, als seien sie nicht weiter wichtig.«

»Aber, Miss Madigan«, versuchte Bob vorsichtig, »irgendwo müssen wir doch suchen.«

»Aber doch nicht an so unmöglichen Orten!«, fuhr Miss Madigan auf. »Glaubt ihr, ich hätte meinen Augapfel unter meinem indischen Tiger versteckt? Das ist doch absurd.«

Nun wurde Bob doch etwas wütend und es fiel ihm schwer das zu verbergen. »Wir glauben gar nichts«, antwortete er kühl. »Tatsache ist nur, dass Sie das Medaillon verlegt haben und es nun nicht wiederfinden. Daher müssen wir die unmöglichsten Orte in Betracht ziehen. Mein Vater hat schon einmal seine Autoschlüssel in den Hausschuhen wieder gefunden.« Er dreh-

te sich um und hob den Tiger trotz Miss Madigans Einspruch hoch. Er hörte, wie sie scharf den Atem einsog und ihn dann anhielt. Unter der Gipsfigur befand sich nichts. Vorsichtig stellte er ihn wieder zurück und fuhr mit der Suche fort, Elenor Madigans stechenden Blick immer im Rücken.

Als Justus gerade den Heizkörper in der Eingangshalle untersuchte, öffnete sich die Haustür und herein kam ein großer, schlacksiger Mann mit dunklen, kurzen Haaren. Verwundert sah er zu Justus hinunter, der auf dem Boden hockte. »Was hast du hier verloren?«, wollte er wissen. »Wer bist du überhaupt?«

»Mein Name ist Justus Jonas. Ich durchsuche das Haus im Auftrag von Miss Madigan. Sie müssen Mr. Easton sein, Miss Madigans Untermieter.«

»Richtig«, antwortete der Mann etwas verwirrt. »Ethan Easton. Warum durchsuchst du das Haus?«

»Ich und meine Kollegen wollen ein verschwundenes Medaillon von Miss Madigan wieder finden.«

»Ah ja, richtig. Sie hat mir davon erzählt. Und nun hat sie sich Medaillonschnüffler kommen lassen?« Er lachte.

»Detektive«, antwortete Justus knapp, während er fortfuhr die einzelnen Rippen des Heizkörpers mit der Taschenlampe zu inspizieren. Er reichte Mr. Easton eine ihrer Visitenkarten.

Interessiert nahm der Mann sie entgegen. »Und ihr nehmt das ganze Haus unter die Lupe?«, fragte er. »Sogar die Heizung?«

Justus zuckte die Schultern. »Wir haben keinen konkreten Anhaltspunkt, also müssen wir es überall probieren. Vielleicht hat Miss Madigan ihr Schmuckstück verlegt, vielleicht aber auch verloren, daher kann es an den unmöglichsten Stellen wieder auftauchen.«

»Solange ihr mein Zimmer ausklammert, soll es mir recht sein«, erwiderte Mr. Easton – eine Spur zu schroff, wie Justus fand. »Dort habt ihr nämlich nichts zu suchen.« Er ging zur

Treppe und stieg in den ersten Stock hinauf.

»Das war ja schon fast eine Einladung«, bemerkte Peter, der die kurze Unterhaltung vom Nebenraum aus mitbekommen hatte und plötzlich auftauchte. »Wenn mir jemand sagt, dass ich in seinem Raum nichts zu suchen habe, bedeutet das doch meistens das genaue Gegenteil.«

»Du meinst, Mr. Easton hat das Medaillon gestohlen?«, fragte Justus leise, der nicht wollte, dass Miss Madigan sie hörte.

»Ist zumindest nicht gerade unwahrscheinlich«, fand Peter.

Justus zupfte an seiner Unterlippe. »Glaube ich nicht«, sagte er. »Warum sollte er das tun? Ich meine, warum ausgerechnet das Medaillon? Wir haben Tante Elenors Schmuckkästchen ja gesehen, dort gab es weitaus wertvollere Stücke als ein kleines, vergoldetes Medaillon.«

»Vielleicht war etwas drin versteckt«, mutmaßte Peter.

Doch Justus grinste nur. »Ich glaube, in diesem Fall siehst du Geheimnisse, wo es keine gibt.«

Es gab unendlich viele Ecken und Winkel im Haus von Elenor Madigan und die drei ??? waren während des ganzen Nachmittags beschäftigt es zu durchsuchen. Am Abend waren sie noch längst nicht fertig. Elenor Madigan kam ihnen immer wieder in die Quere und sie begannen tatsächlich die Schränke und Schubladen heimlich zu durchsuchen, wenn sie den Raum gerade verlassen hatte. Während dieser ganzen Zeit regte sie sich ständig über die Methode der drei ??? auf und tötete ihnen damit bald den letzten Nerv. Justus beschloss am Abend mit ihr darüber zu reden.

Als sie schließlich gemeinsam im Wohnzimmer saßen und einen Tee tranken, wollte er damit herausrücken, doch Miss Madigan kam ihm zuvor. »Also, ich bin euch ja wirklich sehr dankbar, dass ihr mir bei der Suche helft. Aber manchmal glaube ich wirklich, dass ihr nicht ganz verstanden habt, worum es geht.«

Justus hob eine Augenbraue. »So?«, fragte er. »Worum geht es denn?«

»Na, ihr sollt das Medaillon finden!«, flötete sie. »Aber stattdessen sucht ihr zwischen Heizungsrippen und unter Bettvorlegern herum.«

»Aber irgendwo müssen wir doch anfangen, Miss Madigan.« Justus bemühte sich freundlich zu sein.

»Aber doch nicht an diesen absurden Orten!«, erwiderte sie und sah ihn entrüstet an.

»Wo denn sonst?«, wollte Peter wissen. Er bemühte sich mittlerweile nicht mehr um Freundlichkeit.

»Woher soll ich das denn wissen? Ihr seid doch die Detektive!«, rief sie.

»Richtig.« Bob versuchte die Situation zu retten. »Wir sind die Detektive. Und eigentlich müssten wir als Erstes ihre Schränke und Schubladen unter die Lupe nehmen. Das sind nämlich die naheliegendsten Orte für Ihr Medaillon.«

»Nein, ausgeschlossen!«, sagte Miss Madigan pikiert. »Die Schränke habe ich alle schon durchsucht und ihr lasst eure Finger davon.«

Nun standen sie wieder am Anfang ihrer Diskussion. Justus versuchte es daher von einer anderen Seite: »Sind Sie sich denn auch wirklich hundertprozentig sicher, dass der Anhänger noch hier im Haus ist? Vielleicht haben Sie ihn irgendwann einmal getragen und ihn unterwegs verloren oder liegen lassen.«

»Nein, nein, sicher nicht. Ich habe mit diesem Schmuckstück das Haus niemals verlassen!«

»Dann habe ich noch eine Frage bezüglich Mr. Easton. Ist es nicht möglich, dass er mit dem Verschwinden in direktem Zusammenhang steht?« Justus drückte sich bewusst vorsichtig und gewählt aus, denn er hatte bemerkt, dass ein Gespräch mit Tante Elenor wie ein Minenfeld war: Ein falsches Wort, und eine Bombe konnte hochgehen. Oder wie Bob gesagt hatte: Sie war eine Frau wie ein Erdbeben.

»Was meinst du damit, Justus?«, fragte sie etwas verwirrt.

Nun musste er doch die Karten auf den Tisch legen: »Ich meine, er könnte das Medaillon gestohlen haben.«

Elenor Madigan riss die Augen auf und sog scharf Luft ein. »Justus!«, rief sie empört. »Dass du daran überhaupt denken kannst.«

»Ein guter Detektiv muss jede Möglichkeit in Betracht ziehen«, antwortete er kühl. »Und ich kenne Mr. Easton nicht, kann daher also auch nicht beurteilen, ob er ein ehrenwerter Mann ist.«

»Aber ganz bestimmt ist er das!«, versicherte Miss Madigan ihnen, immer noch ein bisschen erschrocken über Justus' Verdacht. »Für Mr. Easton würde ich meine Hand ins Feuer legen, er würde mich niemals bestehlen.« Sie beugte sich verschwörerisch vor und fuhr etwas leiser fort: »Oder glaubt ihr, dass ich ihn sonst als Untermieter genommen hätte?«

Allein die Tatsache, dass Mr. Easton bei Miss Madigan lebte, schien ihn über jeden Zweifel erhaben zu machen. Justus seufzte, denn darauf fiel ihm keine passende Erwiderung mehr ein. »Natürlich nicht, Miss Madigan«, sagte er schließlich resigniert.

»Also was ist nun?«, wollte sie wissen. »Werdet ihr das Medaillon finden?«

»Wir werden uns alle Mühe geben«, antwortete Justus. »Vorausgesetzt, Sie lassen uns freie Hand bei unserer Suche.«

»Aber die habt ihr doch!«, rief sie fröhlich. »Ihr könnt suchen, wie und wo ihr wollt. Nur nicht in meinen Schränken!« Sie streckte oberlehrerhaft ihren Zeigefinger in die Luft und lächelte die drei Detektive an.

Und überall sonst auch nicht, dachte Justus. »Danke, Miss Madigan«, sagte er und versuchte so freundlich wie möglich zurückzulächeln.

Dann verließen die drei ??? das Haus, so schnell sie konnten.

Zu viele Fälle verderben den Detektiv

Der nächste Tag lief ebenso unerfreulich ab. Gleich nach der Schule machten sich die drei ??? wieder auf den Weg nach Malibu, diesmal schon wesentlich lustloser als am Tag zuvor. Den ganzen Nachmittag verbrachten sie in Miss Madigans Haus, fuhren fort es auf den Kopf zu stellen und blieben auch diesmal nicht von der Hysterie der Hausherrin verschont. Besonders Peter ging das auf die Nerven und als sie am frühen Abend in seinem Wagen zurück nach Rocky Beach fuhren, machte er seinem Ärger Luft.

»Also, mal ehrlich«, begann er. »Sollen wir das wirklich weitermachen?«

»Was?«, fragte Bob.

»Sollen wir uns wirklich von dieser Frau behandeln lassen wie die letzten Idioten? Sollen wir wirklich unsere Zeit damit verschwenden einen komischen Anhänger zu suchen, der erstens wahrscheinlich nicht einmal etwas wert ist und den Tante Elenor zweitens vermutlich irgendwann mal versehentlich in den Müll geworfen hat?« Sie waren dazu übergegangen, Miss Madigan in ihrer Abwesenheit Tante Elenor zu nennen.

»Sie ist immerhin die Großtante deiner Freundin Kelly«, warf Bob grinsend ein. »Um den Familienfrieden zu wahren, solltest du nicht so über sie reden. Wer weiß, vielleicht ist sie irgendwann auch deine Großtante.«

Peter schnitt eine Grimasse. »Was hat das damit zu tun. Ich habe einfach keine Lust mehr auf dem Fußboden herumzukriechen und mir ständig vorhalten zu lassen, dass ich alles falsch mache, weil ich versehentlich mal ein Bild berührt habe.«

Er machte ein entsetztes Gesicht und verstellte die Stimme. »Nicht die Bilder!«, flötete er. »Aber ernsthaft: Das ist wohl der mieseste Fall, den wir je hatten. Ich weigere mich fast, diese alberne Sucherei als Fall zu bezeichnen. Normalerweise nehmen wir zwar kein Honorar, aber in diesem Fall würde ich

mir das glatt noch mal überlegen.«

»Aber wir haben eine Verpflichtung«, warf Justus vom Rücksitz ein. »Wir können nicht einfach alles hinschmeißen.«

»Warum nicht?«, fuhr Peter auf. »Warum können wir nicht einfach alles hinschmeißen? Ich gebe zu, dass wir das noch nie gemacht haben, aber irgendwann ist immer das erste Mal.«

»Wir haben eine Verpflichtung«, wiederholte Justus. »Unserem Leitspruch dürfen wir nicht untreu werden. Und wir haben eine Klientin, die sich auf uns verlässt und uns vertraut.«

»Genau das tut sie eben nicht!«, ereiferte sich Peter. »Sie vertraut uns nicht so viel.« Er deutete mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand an, wie weit seiner Meinung nach das Vertrauen von Elenor Madigan reichte. »Sonst würde sie uns unsere Arbeit machen lassen, ohne ständig dazwischenzufunkeln.« Wieder imitierte er Miss Madigans Stimme: »Nein! Oh, nein! Bitte nicht! Fass das nicht an! Und dies auch nicht und wie könnt ihr es wagen, mein Gott!«

»Ich gebe ja zu, dass sie etwas anstrengend ist«, versuchte Justus einzulenken.

»Etwas? Komm, Justus, du bist doch genauso frustriert und sauer wie ich. Aber da du der Chef bist, darfst du dir natürlich keine Blöße geben. Tief in deinem Inneren würdest du lieber jetzt als später den Fall wieder abgeben, auch wenn das hundertmal gegen unsere Prinzipien verstoßen würde.« Justus schwieg, was für Peter Antwort genug war. »Der Erste Detektiv ist sprachlos. Daher bin ich der Meinung, dass wir abstimmen sollten. Wer ist dafür weiterhin Tante Elenors Wohnung auf den Kopf zu stellen?«

Justus hob die Hand.

»Und wer ist dafür den Fall abzugeben?« Peter, der die Frage gestellt hatte, lenkte für ein paar Sekunden nur noch mit einer Hand und streckte die andere in die Luft. »Was ist mit dir, Bob? Nun liegt es an dir.«

»Ich habe es geahnt«, erwiderte der. »Ich will nicht der Sün-

denbock sein, daher enthalte ich mich der Stimme. Macht das unter euch aus.«

»Aber du wirst doch wohl eine Meinung zu diesem Thema haben!«

»Ich... bin unentschlossen«, antwortete Bob und schwieg dann.

Peter erreichte das Gebrauchtwarencenter T. Jonas und hielt an der Straße. Justus öffnete die Tür und stieg aus.

»Was ist?«, wollte Peter wissen. »Ich möchte das heute Abend noch geklärt haben, damit ich nicht von merkwürdigen Skulpturen und hässlichen Teppichen träumen muss.«

»Dann kommt noch mit rein«, schlug Justus vor und die beiden folgten ihm. Das Tor zum Innenhof, der als Verkaufsfläche diente, war bereits geschlossen und so benutzten sie einen ihrer alten geheimen Eingänge: das »Rote Tor«. Auf den Zaun, der das Gelände umschloss, war das große Feuer von San Francisco gemalt. In dem Bild war ein Mechanismus versteckt, mit dem man von außen eine verborgene Tür im Zaun öffnen konnte. Sie betraten den Innenhof und gingen auf die Zentrale zu. Drinnen öffnete Bob erst einmal den kleinen Kühlschrank und trank einen Schluck Cola.

»Also? Machen wir nun weiter oder nicht?«, fragte Peter. »Nun sag doch mal was – Rob.« Er lachte und boxte Bob an die Schulter, doch der fand das gar nicht witzig.

»Ich habe doch schon gesagt, ich halte mich da heraus«, erwiderte er nur.

»Du bist immer so schrecklich diplomatisch.« Peter seufzte.

Justus hatte sich inzwischen an den Schreibtisch gesetzt. Die rote Lampe am Anrufbeantworter zeigte ihm, dass jemand auf das Band gesprochen hatte. Er spulte es zurück und spielte es ab. Für einen Moment unterbrachen die anderen beiden ihr Gespräch.

Erst kam Justus' Ansage, dann sprach eine ältere Frauenstimme. »Guten Tag. Mein Name ist Lydia Cartier. Ein alter

Klient von euch hat mir eure Adresse gegeben. Ich habe einen Fall für euch. Es ist etwas schwierig, das so auf den Anrufbeantworter zu sprechen. Ich habe Probleme mit meinem Haus. Bei mir sind nämlich sozusagen... unerwünschte Bewohner. Bitte ruft mich an, wenn ihr Interesse daran habt.« Sie gab ihre Nummer durch, dann piepste es und es blieb still.

»Aha«, sagte Justus. »Interessant. Schon wieder ein Fall.«

»Es kommt ja nicht gerade oft vor, dass wir einfach so per Telefon einen Auftrag bekommen.« Bob sah auf die Uhr. »Es ist noch nicht zu spät. Rufst du an?«

»Soll ich denn?«, fragte Justus scheinheilig.

»Denk an unser Motto«, ärgerte Peter ihn. »Wir übernehmen jeden Fall. Wir sollten uns zumindest anhören, was diese Mrs. Cartier zu sagen hat.«

Der Erste Detektiv zuckte mit den Schultern. »Hast Recht.« Er wählte die angegebene Nummer. Während es in der Leitung tutete, schaltete er auf Lautsprecher um, damit Peter und Bob das Gespräch mitbekamen.

»Hallo?«, kam die Stimme aus dem Verstärker.

»Guten Abend, hier spricht Justus Jonas von den drei ????. Sie hatten uns angerufen.«

»Ja, genau. Vielen Dank, dass du dich heute noch bei mir meldest, Justus. Ich wusste mir nicht mehr zu helfen, ich musste euch einfach anrufen, obwohl es mir etwas unangenehm ist.«

»Worum geht es denn?«, wollte Justus wissen.

»Das ist schwierig zu sagen. Ich hoffe, du und deine Kollegen erklärt mich nicht für verrückt. In meinem Haus spukt es.«

»Es spukt?«, fragte Justus. Er drehte sich zu seinen Freunden um und hob die Augenbrauen.

»Ja, es spukt. Es ist mir wirklich unangenehm das so zu sagen. Ihr müsst mich ja für verrückt halten, aber es ist nun einmal so.«

»Was genau passiert denn?«

»Nun, das ist unterschiedlich. Manchmal höre ich es klopfen.

Es klopft im ganzen Haus, mal hier, mal da. Dann stelle ich plötzlich fest, dass Möbelstücke verrückt wurden, und manchmal sehe ich sogar, wie sich etwas direkt vor meinen Augen wie von Geisterhand bewegt.«

Justus hatte seine Augenbrauen noch immer oben. »Das ist in der Tat ... bemerkenswert.«

»Du musst mir glauben. Könnt ihr mir helfen?«

»Schwer zu sagen«, antwortete Justus. »Wir müssten uns vor Ort einmal umsehen.« Wieder drehte er sich während des Gesprächs zu den beiden anderen um und Bob und Peter nickten begeistert.

»Ja, bitte, das wäre sehr nett von euch. Könntet ihr möglichst bald einmal vorbeikommen? Vielleicht schon morgen? Dieser Spuk raubt mir langsam den Verstand.«

»Morgen«, murmelte Justus. »Es ist zur Zeit leider so, dass wir bereits einen Fall haben, Mrs. Cartier. Wir müssen uns da erst absprechen.«

»Ja, das kann ich verstehen. Ist es denn ein sehr wichtiger Fall? Ich ... ich brauche wirklich eure Hilfe. Ich weiß sonst nicht mehr, was ich tun soll.« Die Stimme, die anfangs sehr gefasst klang, wurde nun brüchig und die drei ??? konnten hören, wie die Selbstbeherrschung der Frau langsam zerbröckelte. »Ich bin auch bereit euch ein Honorar nach euren Wünschen zu zahlen.«

»Wir nehmen kein Geld, Mrs. Cartier, darum geht es nicht. Aber wir haben eben bereits einen Auftrag, und ...«

»Bist du verrückt!«, zischte Peter. »Natürlich nehmen wir an!«

»Moment bitte, Mrs. Cartier«, sagte Justus und legte die Hand über die Sprechmuschel. »Was ist?«, fragte er Peter unwirsch. »Wir nehmen diesen Auftrag an!«, wiederholte der Zweite Detektiv. »Das ist doch sonnenklar! Ich habe keine Lust mehr auf Tante Elenor!«

Justus runzelte unwillig die Stirn. »Bob?«, fragte er.

Dieser nickte. »Sehe ich genauso. Ein Spukhaus klingt hundertmal interessanter als ein verschwundenes Medaillon. Man muss eben Prioritäten setzen.«

Der Erste Detektiv seufzte. Dann nahm er die Hand vom Hörer. »Mrs. Cartier? Wir können morgen bei Ihnen vorbeikommen.«

Mrs. Cartier bedankte sich herzlich, dann ließ Justus sich die Adresse geben. Als er aufgelegt hatte, wandte er sich an Bob und Peter. »So geht das nicht«, sagte er bestimmt.

»Was?«, wollte Peter wissen.

»Wir können nicht einfach so einen Fall abbrechen.«

»Fall? Ich sehe bei dem Durchwühlen eines Hauses keinen Fall!«, begehrte Peter auf. »Außerdem haben wir schon zugesagt. Da muss Tante Elenor eben eine Weile ohne uns auskommen. Wie Bob schon sagte: Es gibt Dinge, die wichtiger sind.«

»Mag sein, dass diese Mrs. Cartier unsere Hilfe eher braucht als Tante Elenor. Trotzdem können wir sie nicht einfach hängen lassen. Daher werden nur zwei von uns zum Spukhaus fahren, einer macht bei Tante Elenor weiter.«

»Fantastisch!«, rief Peter gut gelaunt. »Bob und ich fahren zu dieser Cartier und du wühlst weiterhin in Kleiderschränken herum.«

»Geht leider nicht«, wehrte Justus ab. »Ich habe kein Auto und mit dem Bus komme ich nicht nach Malibu. Also muss zwangsläufig einer von euch hinfahren.«

»Ach. Und an wen dachtest du da?«, fragte Peter gereizt.

»Ist mir egal«, erwiderte Justus. »Wenn ihr euch nicht einig werdet, müsst ihr es auslösen.«

»Das sehe ich anders«, begehrte Peter erneut auf. »Warum können wir uns nicht alle drei um den neuen Fall kümmern? Tante Elenor ist eindeutig zu weit gegangen. Ich finde, es ist unser gutes Recht, die Sache fallenzulassen. Schließlich haben wir keine Verpflichtung.«

»Doch«, widersprach Justus. »Eine moralische.«

»Du vielleicht. Ich nicht. Und deshalb werde ich keinen Fuß mehr in das Haus dieser Erdbebenfrau setzen.«

Justus seufzte. »Zu viele Fälle verderben den Detektiv«, meinte er.

»Was ist mit dir, Bob?«, wollte Peter wissen. »Du hältst dich immer so bewundernswert im Hintergrund. Bedeutet das, dass dir die Sache egal ist und du zu Tante Elenor fahren würdest?«

Bob schüttelte energisch den Kopf. »Nein. Ich möchte mich bloß nicht mit euch streiten. Aber ich bin auch eher dafür Tante Elenor allein weitersuchen zu lassen.«

»Dann müsst ihr losen«, entschied der Erste Detektiv.

»Warum fährst du nicht hin, wenn es dir so wichtig ist?«, fragte Peter.

»Habe ich dir schon einmal gesagt: Weil ich kein Auto habe.«

»Und warum lassen wir es nicht einfach?«

»Habe ich dir auch gesagt: Weil wir einen Ruf zu verlieren haben.«

Wütend warf sich Peter in seinen Stuhl zurück und verschränkte trotzig die Arme. »Also gut«, brummte er. »Dann losen wir eben.«

Justus angelte nach der Streichholzschachtel, die neben der kleinen Herdplatte lag. Er nahm zwei Hölzer heraus und brach bei einem den Kopf ab. Dann versteckte er sie hinter seinem Rücken und streckte schließlich zwei Fäuste nach vorn. »Wer das abgebrochene Streichholz wählt, geht zu Tante Elenor«, entschied er.

Peter und Bob sahen sich an. »Du zuerst«, meinte Bob und Peter tippte nach einigem Zögern auf Justus' rechte Hand.

Justus öffnete beide Fäuste. Das unversehrte Streichholz war in seiner linken.

Peter rastet aus

Mit quietschenden Reifen hielt Peter vor dem Haus in Malibu Beach. Er riss die Tür auf, sprang aus dem Wagen und schlug die Tür ebenso schwungvoll wieder zu. Etwas schneller als erlaubt war er hierher zur Küste gerast, da er seine Arbeit so rasch wie möglich erledigen wollte. Justus und Bob waren bereits auf dem Weg zu Lydia Cartier, womöglich waren sie schon da, womöglich hatten sie den Spuk bereits miterlebt oder gar aufgeklärt. Und er war dazu verdammt worden Tante Elenors bescheuertes Medaillon zu suchen. Peter beschloss heute etwas rabiater bei der Suche zu sein, egal, was Tante Elenor dazu sagte. Außerdem würde er das Medaillon finden und den Fall zu den Akten legen, um dann sofort zurück nach Rocky Beach zu ihrer neuen Klientin zu fahren.

Der Zweite Detektiv klingelte. Elenor Madigan öffnete ihm. Sie sah übermüdet und verwirrt aus. »Kommen Justus und Rob nach?«, wollte sie wissen.

»Bob«, erwiderte Peter mechanisch. »Nein. Wir haben kurzfristig eine andere Angelegenheit zu bearbeiten, daher komme ich heute ausnahmsweise allein.« Dass es bei dieser Ausnahme nicht unbedingt blieb, musste Tante Elenor nicht wissen.

»Na, wie ihr meint«, antwortete sie etwas pikiert. Dann hob sie theatralisch ihre rechte Hand zur Stirn und stöhnte: »Ach, ich habe heute so stark Migräne, ich muss mich gleich wieder hinlegen.«

»Wie bedauerlich«, brummte Peter unfreundlich und schob sich an ihr vorbei ins Haus.

Miss Madigan folgte ihm. »Wenn du heute bitte etwas leiser sein könntest, ich brauche wirklich meine Ruhe. Ich werde mich in den Salon legen, der ist heute also deine Tabuzone.«

»Alles klar«, antwortete Peter knapp und stieg die Treppe hinauf. So war er wenigstens weit entfernt vom ›Salon‹, wie Miss Madigan ihr Wohnzimmer nannte. Er begann seine Suche

im Gästezimmer, war aber nicht lange ungestört. Miss Madigan stand in der Tür und beschwerte sich über den Lärm, den er beim Verrücken des Bettes gemacht hatte. Dann war es ihr nicht recht, dass Peter die Abstellkammer untersuchte. Und schließlich wollte sie ihn nicht in den Keller lassen. Dabei wurde nicht nur sie immer gereizter. Auch Peters Laune verschlechterte sich von Minute zu Minute. Er spürte, dass er mit seiner Geduld an der Grenze angelangt war, und befürchtete bald sehr ungehalten zu werden.

Am Ende konnte er das jedoch nicht vermeiden. Der Zweite Detektiv war gerade im Badezimmer, das wie eine Mischung aus Parfümerie und Strandcafé eingerichtet war, und durchsuchte die unzähligen Schränkchen, die mit ebenso unzähligen Fläschchen, Döschen und Flakons gefüllt waren, als Elenor Madigan zum wiederholten Mal in der Tür stand. Peter hatte gerade eine kleine Schale in der Hand, in der sich bunte Baderperlen befanden.

»Nein!«, rief sie. »Stell das sofort wieder hin! Weißt du, woher ich diese Schale habe? Ich habe sie von einem chinesischen Straßenhändler zu einem unglaublichen Preis gekauft!« Sie verschwieg, ob der Preis unglaublich hoch oder unglaublich niedrig gewesen war.

Peter stellt das angeblich so kostbare Kleinod gehorsam zurück.

»Was treibst du auch hier im Badezimmer? Ich habe doch mehrfach gesagt, dass ich es nicht wünsche, wenn die Schränke durchwühlt werden.«

»Ich durchwühle Ihre Schränke nicht«, korrigierte Peter, »ich durchsuche sie. Deshalb bin ich schließlich hier.«

»Aber doch nicht im Badezimmer!«, widersprach Miss Madigan. »Das geht nun wirklich nicht!«

Peter holte tief Luft. Tief in seinem Inneren spürte er den Geduldsfaden endgültig reißen. »Wo soll ich denn suchen?«, fragte er scharf.

»Na, an irgendwelchen Orten, wo das Medaillon sein könnte«, sagte Miss Madigan und auch ihr war ihre Gereiztheit deutlich anzumerken.

»Und wo, bitte schön, soll das sein?«, fragte Peter.

»Na, das müsst ihr doch wissen!«

»Richtig. Und deshalb sollten Sie es auch uns überlassen, wo wir suchen. Ich jedenfalls bin der Meinung, dass Ihr Medaillon durchaus hier im Badezimmer sein könnte, daher durchsuche ich die Schränke.«

»Aber nein«, erwiderte sie.

»Aber doch!«, sagte Peter etwas zu laut. »Sie haben uns diesen Auftrag gegeben, aber Sie lassen uns nicht unsere Arbeit machen. Ständig heißt es, dass wir hier nicht suchen sollen und dort auch nicht und dass wir dies und das nicht anfassen dürfen. Wo sollen wir dann bitte suchen?«

»Jedenfalls nicht in meinen Schränken«, sagte Miss Madigan bissig.

»Gut«, erwiderte Peter knapp. »Dann können wir Ihr Medaillon leider nicht finden. Denn sonst haben wir schon überall nachgesehen.«

»Ach. Ich dachte, ihr seid so großartige Detektive.«

»Sind wir auch«, erwiderte Peter selbstsicher. »Vorausgesetzt, man pfuscht uns nicht in unsere Arbeit. Doch das tun Sie schon die ganze Zeit. Seit wir vorgestern hier angekommen sind, tun Sie nichts weiter, als uns zu maßregeln und uns zu sagen, was wir alles nicht dürfen. Haben Sie sich mal überlegt, woran es liegt, dass wir Ihr Medaillon immer noch nicht gefunden haben?«

Miss Madigan riss empört die Augen auf und holte tief Luft. »So lasse ich nicht mit mir reden!«

Ein weiterer Kopf erschien in der Tür zum Bad. Es war Ethan Easton. »Was ist denn hier los?«, fragte er.

»Gar nichts mehr«, sagte Peter schroff. Er wandte sich an Miss Madigan: »Wenn Sie so nicht mit sich reden lassen, dann

eben nicht. Sie haben zwei Möglichkeiten: Entweder ich kann hier so viele Schränke durchsuchen, wie ich es für nötig halte, oder Sie beauftragen jemand anderen Ihr Medaillon zu suchen.«

Erneut schnappte Elenor Madigan nach Luft. »Und Kelly hat so von euch geschwärmt!«, rief sie empört. »Da hat sie sich wohl gewaltig getäuscht. Dass sie auf Burschen wie euch – und speziell auf dich – hereingefallen ist! Ich kann es nicht glauben.«

Peter starrte sie finster an. »Die Erklärung ist ganz einfach«, sagte er. »Freunde kann man sich aussuchen. Verwandte leider nicht.«

Tante Elenor riss die Augen nun so weit auf, dass Peter glaubte, sie würden gleich aus den Höhlen plumpsen und sich unter die Badeperlen in der chinesischen Schale mischen. »Das reicht«, keuchte sie. »Hinaus!« Sie streckte herrisch ihren Arm aus und wies durch die Tür zur Treppe, die nach unten führte. Dabei hätte sie ihren Finger beinahe Mr. Easton in die Wange gebohrt.

Ohne ein weiteres Wort zu sagen, ging Peter mit zwei langen Schritten an ihr vorbei und eilte die Treppe hinunter. Miss Madigan war offenbar so schockiert, dass sie im Bad blieb. Doch Ethan Easton folgte ihm. »Was war denn los?«, fragte er Peter, als der gerade die Haustür aufriss.

Peter sah ihn nur an und sagte: »Sie haben wirklich eine bemerkenswerte Vermieterin.« Er hatte keine Lust auf lange Erklärungen.

»Ist der Fall des verschwundenen Medaillons damit beendet?«, wollte Mr. Easton noch wissen.

»Worauf Sie sich verlassen können.« Peter sah ein letztes Mal zurück in die Eingangshalle und sein Blick blieb an dem grüngrauen Druck hängen. »Auf Nimmerwiedersehen, Grüne Eisenfrau«, sagte er, dann trat er hinaus und schloss die Tür. Er lief zu seinem Wagen, stieg ein und ließ den Motor aufheulen,

bevor er losfuhr. Bloß weg von hier!

Auf dem Weg zurück nach Rocky Beach gingen ihm tausend Gedanken durch den Kopf. Er war ausgerastet und das hätte ihm nicht passieren dürfen. Er hätte Tante Elenor niemals so anschreien dürfen. Justus würde ihm die Hölle heißmachen, wenn er das erfuhr. Ganz zu schweigen von Kelly. Doch andererseits hatte Elenor Madigan sich auch mehr als unverschämt verhalten. So gesehen war Peters Reaktion nur ausgleichende Gerechtigkeit gewesen.

Peter verscheuchte vorläufig die Gedanken an diesen unangenehmen Auftritt. Mutig beschloss er direkt zu Lydia Cartier zu fahren, wo er Justus und Bob noch anzutreffen hoffte. Dort konnte Justus ihn immerhin nicht zur Schnecke machen und vielleicht war seine Wut bereits verrauchte, wenn sie das Haus wieder verließen.

Peter setzte den Blinker und bog nach Rocky Beach ab.

Das Haus von Lydia Cartier erinnerte ihn im ersten Moment an das von Elenor Madigan. Es war groß und prachtvoll und ließ erahnen, dass seine Bewohnerin nicht gerade arm war. Beim zweiten Blick stellte Peter fest, dass es doch gewaltige Unterschiede zum Domizil von Tante Elenor gab. Dieses Haus war alt und strahlte eine gewisse Würde aus, die dunkelgrauen Mauern und die schwere braune Holztür verliehen ihm eine unheimliche Ausstrahlung. Bobs sonnengelber VW Käfer stand an der Straße, Peter parkte direkt dahinter.

Als er klingelte, ertönte ein dunkler Gong. Wenig später öffnete eine kleine, blonde Frau in einer weißen Schürze die Tür. »Ja, bitte?«, fragte sie.

»Guten Tag, mein Name ist Peter Shaw. Ich möchte zu Mrs. Lydia Cartier, meine beiden Freunde sind bereits dort.«

»Ich wußte nicht, dass noch jemand kommt«, erwiderte die Frau.

»Ich werde nicht erwartet, aber ich gehöre dazu«, versicherte

Peter.

Die junge Frau ließ ihn herein und führte ihn durch einen langen, dunklen Flur, in dem einige ebenso dunkle Gemälde hingen, in ein großes Wohnzimmer. Hier saßen in einer klobigen Ledergarnitur Justus und Bob. Ihnen gegenüber saß eine Frau, die Peter auf Mitte sechzig schätzte. Ihre grauen Haare waren zu einem kunstvollen Knoten hochgesteckt und sie trug ein dunkles Kostüm, das ihn an das letzte Jahrhundert erinnerte. Auf einem großen Tisch standen Tassen und eine Teekanne. Seine beiden Freunde sahen überrascht auf, als Peter den Raum betrat.

»Peter!«, rief Justus. »Was tust du denn hier?« Er stellte ihn Lydia Cartier vor. Nachdem der Zweite Detektiv sich gesetzt hatte, fragte Justus schnell: »Warum bist du nicht bei Tante Elenor? Hast du das Medaillon etwa gefunden?«

Peter schüttelte den Kopf. »Ich bin vorzeitig gegangen. Zum Teil auch gegangen worden. Die Umstände waren, sagen wir mal, nicht länger zu ertragen.« Er warf Justus einen Blick zu, der bedeuten sollte, dass sie das ja nun nicht unbedingt hier besprechen mussten.

Justus verstand. »Wir reden später darüber«, beschloss er. Dann berichtete er seinem Freund schnell, was sie inzwischen von Mrs. Cartier erfahren hatten.

Die alte Dame lebte schon seit vielen Jahren in diesem Haus. Seit ihr Mann gestorben war, war sie allein mit ihrem Hausmädchen Sigourney. Sie lebte von dem Erbe ihres Mannes. Vor einigen Wochen hatte es dann begonnen, dass sie nachts Geräusche hörte, ein seltsames Pochen und Klopfen, das aus den Wänden oder aus der Decke zu dringen schien. Zunächst hatte sie das auf Bauarbeiten in der Nähe geschoben, auf das Heizsystem oder einfach auf das Alter des Hauses, dessen Holzböden zu arbeiten begonnen hatten. Doch dann wurden die seltsamen Geräusche immer lauter und ungewöhnlicher und sie hatte nicht herausfinden können, woher sie kamen. Eines Tages hatte

plötzlich ein Stuhl in einer anderen Ecke des Raumes gestanden, wenige Tage später war sogar ein ganzer Schrank um ein gutes Stück verrückt worden.

»Und vor einer Woche hörte ich ein lautes Klirren aus dem Obergeschoss. Als ich nach oben lief, sah ich, dass eine meiner Vasen im Flur zerschellt war. Sie hatte immer ganz sicher auf einem Podest gestanden und nun war sie einfach heruntergefallen«, fuhr sie fort.

»Hören Sie diese Geräusche auch tagsüber?«, fragte Justus.

»Selten. Nur ab und zu habe ich auch schon am Tag ein merkwürdiges Scharren aus dem Obergeschoss gehört.«

»Sind die Geräusche jede Nacht da?«, wollte Bob wissen.

»Fast jede Nacht«, antwortete Mrs. Cartier. Man merkte, dass ihr diese Geschichte ziemlich an die Nerven ging, trotzdem wirkte sie gefasst.

Kein Vergleich zu Tante Elenor, dachte Peter. Die beiden Frauen schienen nur ihr Alter und ihren Reichtum gemein zu haben.

»Könnte es jemanden geben, der Sie aus Ihrem Haus vertreiben will?«, fragte Justus. Die drei ??? hatten es schon öfter mit Fällen zu tun gehabt, in denen geschickte Ablenkungs- oder Täuschungsmanöver eingesetzt wurden, um jemanden zu verjagen.

»Mich? Aus meinem Haus? Wie kommst du darauf?«

»Nun, es wäre möglich, dass jemand versucht Ihnen Angst einzujagen, weil er Sie aus dem Haus haben will.«

Mrs. Cartier war sichtlich überrascht. »Du glaubst also, es gibt gar keine übernatürlichen Phänomene hier, sondern es ist ein menschlicher Gegner, der das alles inszeniert?«

»Davon gehe ich aus. Entweder es ist ein menschliches oder ein natürliches Phänomen, aber bestimmt kein übernatürliches. Ich glaube nicht an Spuk.«

»Darüber habe ich noch gar nicht nachgedacht«, gestand Mrs. Cartier. »Aber ich weiß niemanden, der mich hier vertrei-

ben wollte. Ich kann mir auch nicht vorstellen, wie jemand diese unheimlichen Geräusche erzeugen sollte, ohne dass ich etwas davon mitbekomme.«

»Gibt es vielleicht jemanden, der das Haus kaufen wollte?«, fragte Bob.

Lydia Cartier schüttelte den Kopf.

Sigourney, das Hausmädchen, kam herein und brachte für Peter noch eine Tasse, dann schenkte sie ihm Tee ein und verschwand wieder.

»Hat Ihr Hausmädchen Sigourney etwas von den Vorfällen mitbekommen?«, fragte Justus, nachdem sie verschwunden war.

»Ich weiß es nicht genau. Sie ist nur tagsüber hier, nicht nachts, aber sie war bei einigen der Vorfälle im Haus. Wenn sie etwas mitbekommen hat, lässt sie sich nichts anmerken.«

Justus zupfte an seiner Unterlippe, was ein sicheres Zeichen dafür war, dass er angestrengt nachdachte. »Wir müssen uns ein Bild von der Sache machen«, überlegte er laut. »Am besten wäre es, wenn wir die Geräusche mal hören könnten.«

Lydia Cartier lächelte. »Ich habe sie leider nicht auf Tonband aufgenommen«, sagte sie.

Justus erwiderte das Lächeln. Ihm war die alte Dame auf Anhieb sympathisch. Wenn er sie ansah, fiel ihm als Erstes das Wort ›anständig‹ ein und auch er ertappte sich bei einem direkten Vergleich mit Tante Elenor. »Wir müssten schon selbst dabei sein«, sagte er. »Vielleicht wäre es möglich, dass ...«

In diesem Moment wurde er von einem lauten Rumpeln unterbrochen, das direkt von oben kam.

Ein klarer Fall

Die drei ??? und Mrs. Cartier wandten ihre Köpfe zur Decke. Das Geräusch hielt an. Es klang, als würde ein schwerer Gegenstand über den Fußboden des darüberliegenden Zimmers geschoben. Bob musste daran denken, wie sein Vater einmal sein Arbeitszimmer im oberen Stockwerk umgeräumt hatte. Genau so hatte es unten geklungen.

»Da ist es wieder!«, flüsterte Mrs. Cartier und Justus sah die Angst in ihren Augen. »Genau das ist das Geräusch!«

Peter reagierte als Erster. Er sprang auf und lief zur Tür. Die anderen beiden folgten ihm. Als er die breite Treppe hinaufstürmte, überlegte Peter, wo der Raum sein musste, der über dem Wohnzimmer lag. Er erreichte das obere Ende der Treppe und befand sich in einem langen Flur, in dem rechts zwei und links drei Türen waren. Die eine auf der rechten Seite war geöffnet und Sigourneys Kopf lugte heraus. Sie sah ängstlich aus.

»Haben Sie auch etwas gehört?«, wollte Peter wissen. Das Geräusch war verklungen.

Sie nickte.

»Welcher Raum liegt über dem Wohnzimmer?«, fragte er dann. Sie wies auf die gegenüberliegende Tür und Peter lief los und riss sie auf. Dunkle Vorhänge vor den Fenstern schluckten fast das gesamte Licht. Peter tastete vergeblich nach einem Lichtschalter, dann durchquerte er den Raum und riss die Vorhänge beiseite. Er dreht sich um. Niemand war hier. Abgesehen davon, dass in diesem Moment Bob und Justus in der Tür auftauchten.

»Und?«, fragte Justus etwas außer Atem. Er war der Beleibteste der drei ??? und obwohl er in letzter Zeit mächtig abgespeckt hatte, war seine Kondition nicht die Beste. »Hast du jemanden gesehen?«

Peter schüttelte den Kopf. Dies schien das Arbeitszimmer zu

sein, ein großer Schreibtisch stand in einer Ecke. An der Wand dahinter hing eine große Tafel, die den Stammbaum der Familie Cartier zeigte. Lydia Cartier kam aus Frankreich, und Peter entdeckte viele französische Namen auf der Ahnentafel.

Der Raum war recht spärlich eingerichtet: Außer dem Schreibtisch, ein paar Bücherregalen und einer großen Holztruhe gab es nichts, vor allem keinen Platz um sich zu verstecken.

»Muss die Truhe gewesen sein«, bemerkte Justus fachmännisch. Dann ging er zurück zur Tür und sprach Sigourney an, die noch immer ihren Kopf durch die gegenüberliegende Tür streckte. »Haben Sie etwas gesehen?«, fragte Justus. Die junge Frau schüttelte ängstlich den Kopf. »Können Sie mir sagen, ob die Truhe immer an diesem Platz steht?«

Nun war Sigourney wohl oder übel gezwungen ihr Versteck hinter der Tür zu verlassen. Zögernd trat sie heraus und warf vom Flur aus einen flüchtigen Blick in den Raum. »Ja«, sagte sie knapp und ging zurück in das Zimmer, aus dem sie gekommen war. Sie schloss die Tür.

Jetzt kam auch Mrs. Cartier die Treppe herauf. »Was ist?«, wollte sie wissen.

Peter zuckte die Schultern. »Ich habe nichts gesehen. Und es scheint auch alles an seinem Platz zu sein.«

Mrs. Cartier betrat den Raum und sah sich einmal um. »Ja«, sagte sie, »es ist alles wie gehabt.«

Justus knetete seine Unterlippe. »Und dieser Raum liegt wirklich über dem Wohnzimmer?« Die alte Dame nickte. »Dann kam das Geräusch aus diesem Raum. Was außer der Truhe könnte es sonst noch verursacht haben?«

»Es war ein schleifendes Geräusch«, sagte Bob. »Da muss schon jemand etwas über den Boden gezogen oder geschoben haben.«

»Genau so hörte es sich an«, stimmte Peter zu. Er ging zur Truhe hinüber und wollte versuchen sie ein Stück von der

Wand wegzuziehen. Im letzten Moment besann er sich eines Besseren und zog ein Taschentuch hervor, um eventuelle Fingerabdrücke an den Messinggriffen nicht zu verwischen. Die Truhe war nicht sehr schwer und schleifte laut über den Holzfußboden. »Geht doch mal nach unten und hört, ob es so klingt wie eben«, schlug er vor.

Bob verließ den Raum und lief die Treppe hinunter, kurze Zeit später schob Peter die Truhe noch einmal hin und her. Als Bob wieder nach oben kam, nickte er.

»Das gleiche Geräusch«, sagte er knapp.

Mrs. Cartier, die dem Treiben schweigend zugesehen hatte, lächelte anerkennend. »Ihr seid echte Profis, wie?«, fragte sie.

»Ich bin sehr beeindruckt. Meint ihr, dass ihr mir helfen könnt?«

Justus rieb sich das Kinn. »Wir können es zumindest versuchen. Wir wissen immerhin schon, dass jemand die Truhe verschoben hat, während wir unten waren.«

»Aber es ist doch niemand hier!«, widersprach Mrs. Cartier.

»Vielleicht doch«, überlegte Justus, »und wir waren nur zu langsam, um den Täter zu erwischen.«

»Ihr meint, ich habe einen Einbrecher im Haus?«, fragte sie erschrocken.

»Das müssen wir herausfinden. Sie sagten, die Vorfälle würden sich hauptsächlich nachts ereignen. Wir müssen uns ein genaueres Bild davon machen. Wäre es möglich, dass wir hier einmal übernachten?«

Lydia Cartier nickte. »Selbstverständlich. Ich wäre euch sogar sehr dankbar dafür. Ich würde mich viel sicherer fühlen, wenn ich weiß, dass ich nicht allein im Haus bin. Ich habe auch ein Gästezimmer. Allerdings stehen dort nur zwei Betten.«

»Das macht nichts«, erwiderte Justus. »Mindestens einer von uns muss ohnehin wach sein.«

»Könnt ihr gleich heute Nacht hier bleiben?«, fragte sie.

Die drei ??? waren überrascht von dem schnellen Angebot.

Justus überlegte. Er dachte an seine Verabredung mit Lys an diesem Abend und dass sie ins Kino gehen wollten. Dann gab er sich einen Ruck. »Gut. Wenn ihr nichts dagegen habt.« Er wandte sich an Peter und Bob.

»Ich schreibe zwar in der nächsten Woche eine Erdkundearbeit und müsste noch ein bisschen lernen«, meinte Bob, »aber es ist ja Wochenende, da habe ich noch genug Zeit.« Auch Peter war einverstanden.

»Dann schlage ich vor, dass wir jetzt nach Hause fahren und unsere Schlafsachen und die nötige Ausrüstung holen. Ich bitte Sie, Mrs. Cartier, die Truhe nicht zu berühren, wir wollen sie noch auf Fingerabdrücke untersuchen.«

»Ich werde nichts anfassen«, versicherte die alte Dame.

Sie verließen den Raum und gingen hinunter zur Tür. »Es kann übrigens sein, dass noch jemand mitkommt«, sagte Justus, als sie sich verabschiedeten, und dachte dabei an Lys. Vielleicht konnte er sie dazu überreden, den Abend mit ihm etwas anders zu gestalten als geplant. Er wäre zwar gerne mit ihr ausgegangen, doch jetzt wurden sein Scharfsinn und seine Spürnase gefordert. Er musste herausfinden, welche sonderbaren Dinge im Haus von Lydia Cartier passierten.

»Das soll mir recht sein«, antwortete Mrs. Cartier.

»Ganz klarer Fall«, sagte Peter, als sie vor den Autos standen. Es dämmerte bereits und die Luft war angenehm kühl. »Es war das Hausmädchen, Sigourney. Sie hatte genug Zeit, den Raum wieder zu verlassen, bevor ich oben ankam. Außerdem stand sie noch in der Tür des Zimmers gegenüber.«

Bob nickte. »Sehe ich auch so. Der Fall scheint schnell gelöst zu sein.«

Justus sah die beiden vorwurfsvoll an. »Seit wann arbeiten wir mit vorschnellen Urteilen?«

»Wieso Urteil?«, fragte Peter scheinheilig. »Es war doch nur eine Theorie.«

»Du sagtest eben etwas von einem klaren Fall. Ich denke, wir sollten vorsichtiger sein. Schließlich gibt es zwei offene Fragen. Erstens: Welches Motiv hätte Sigourney die alte Frau zu ängstigen?«

»Vielleicht will sie, dass Mrs. Cartier das Haus verkauft, weil sie es selbst haben will«, überlegte Bob.

»Wenn sie so viel Geld hätte, würde sie nicht bei ihr den Haushalt führen«, widersprach Justus.

»Vielleicht hat sie ja einen reichen Freund«, sagte Peter und grinste, als er sich die kleine, stille Frau im Arm eines Multimillionärs vorstellte.

»Zweitens«, fuhr Justus unbeirrt fort, »sagte Mrs. Cartier, dass Sigourney nur tagsüber im Haus sei, die Vorfälle aber vorwiegend nachts stattfinden.«

»Als Haushälterin dürfte sie einen Schlüssel haben«, mutmaßte Bob.

»Richtig.« Justus nickte. »Aber wäre es nicht unsinnig den Geist zu spielen, während wir im Haus sind? Ich an ihrer Stelle hätte damit gewartet, bis wir wieder verschwunden wären.«

»Da hast du allerdings Recht«, gab Peter zu. Er ärgerte sich insgeheim, dass immer Justus die entscheidenden Gedanken hatte, die eine Theorie bestätigten oder widerlegten. Warum kam er nie auf diese Ideen?

»Aber nun mal zu etwas anderem«, wandte sich Justus an ihn. »Was war denn nun eigentlich mit Tante Elenor? Sehr geschickt übrigens uns bei Mrs. Cartier damit zu überfallen. Du wusstest, dass ich dort nicht auf das Thema eingehen konnte. Hätte ich dir gar nicht zugetraut.« Er sah ihn scharf an.

Peter grinste verlegen. »Hat doch geklappt, oder?«

»Raus mit der Sprache, was ist bei Tante Elenor passiert?«

»Na, was soll schon passiert sein? Nichts Neues eigentlich, bis auf die Tatsache, dass sie heute eindeutig zu weit gegangen ist. Ihr habt sie ja selbst erlebt, aber ihr hättet mal sehen sollen, was sie sich heute geleistet hat. Angeblich hatte sie Migräne.«

Er dehnte das letzte Wort unendlich. Und dann berichtete er von seinem Nachmittag bei Tante Elenor. Dabei schmückte er das eine oder andere Detail etwas aus, damit seine Freunde ihm glaubten, dass er gar nicht anders reagieren konnte.

Justus' missbilligender Gesichtsausdruck blieb jedoch. »Das hättest du nicht tun sollen, Peter«, sagte er.

»Das sagst du, weil du nicht dabei warst«, gab dieser selbstsicher zurück. »An meiner Stelle hättest du genauso reagiert. Außerdem haben wir schließlich einen neuen Fall und als Zweiter Detektiv habe ich das Recht dabei zu sein, wenn ihr bei Ermittlungen seid.«

»Wir haben einen neuen Fall, ja, aber wir hatten auch noch einen alten.«

»Falsch«, gab Peter zurück. »Wir hatten eine überkandidelte Flohmarktlagerbesitzerin, die unsere kriminalistischen Fähigkeiten missbrauchen wollte, um einen wahrscheinlich völlig wertlosen Anhänger wiederzufinden.«

»Kriminologischen«, korrigierte Justus ihn besserwisserisch. »Kriminalistische Fähigkeiten brauchten wir, wenn wir diesen Anhänger klauen wollten.«

Peter seufzte. Er hasste es, wenn Justus so mit seinem Wissen angab. Dass der ein wandelndes Lexikon war, hatte er schon oft genug unter Beweis gestellt, er musste es nicht bei jeder Gelegenheit zur Schau stellen. »Wie dem auch sei. Jedenfalls war das kein Fall, sondern ein Witz.«

»Peter hat Recht«, eilte Bob ihm zur Hilfe. »Wir hätten uns von Anfang an gar nicht darauf einlassen sollen.«

Diesmal seufzte Justus. »Dann wäre das wohl der erste Fall, den die drei ??? nicht aufklären«, meinte er betrübt, doch Peter hörte heraus, dass seine Trübsal nicht ernst gemeint war und er ihm bereits verziehen hatte. Vermutlich musste er in seiner Rolle als Anführer der drei ??? manchmal ein bisschen übertrieben ehrgeizig sein, ob er wollte oder nicht. »Dafür werden wir den nächsten mit Bravour lösen«, sprach Justus gut gelaunt

weiter. »Also, lasst uns unsere Ausrüstung holen.«

Sie stiegen in die Autos und fuhren zurück zum Gebrauchtwarencenter T. Jonas. Als sie den alten Campinganhänger betraten, sah Bob sofort, dass erneut das Lämpchen am Anrufbeantworter leuchtete. Er spulte das Band zurück und spielte es ab.

»Ich bin's, Kelly«, klang die Stimme von Peters Freundin aus dem Lautsprecher. »Wenn Peter irgendwann auftaucht, soll er mich sofort anrufen!« Es piepste.

»Die hat aber ganz schön sauer geklungen.« Bob grinste Peter hämisch an. »Dann ruf mal sofort zurück, bevor du ihren heiligen Zorn zu spüren bekommst.«

Peter schnitt eine Grimasse. »Sehr witzig.«

In diesem Moment klingelte das Telefon erneut. Justus schaltete den Verstärker ein und hob ab. »Justus Jonas von den drei Detektiven?«

»Kelly. Endlich geht mal jemand ran. Ist Peter da?«

»Steht neben mir.« Justus reichte den Hörer weiter. »Für dich«, sagte er und grinste ebenso hämisch wie zuvor Bob.

Peter verdrehte die Augen und nahm den Hörer entgegen. »Ja?«

»Hallo«, sagte Kelly mit eiskalter Stimme. »Tante Elenor hat heute Nachmittag bei mir angerufen. Was fällt dir eigentlich ein –« Peter schaltete geistesgegenwärtig den Verstärker aus und hörte sich regungslos Kellys Predigt an.

Hinter seinem Rücken machten Justus und Bob schmerzverzerrte Gesichter und Bob schüttelte seine rechte Hand, als hätte er sich verbrannt.

Poltergeister

»Kelly hat dich also doch noch überzeugt«, stellte Justus fest, als sie auf dem Weg zurück zu Mrs. Cartier waren. Nachdem Kelly und Peter sich am Telefon eine Weile gestritten hatten, hatte sie ihn dazu überredet die Suche nach dem Medaillon ihrer Großtante fortzusetzen, sobald der Fall bei Lydia Cartier erledigt war. »Oder war es eher ein großzügiges Einlenken, um dir weiteren Ärger zu ersparen?«

Peter zog es vor, nicht zu antworten.

Sie saßen zu viert in Bobs engem VW Käfer. Justus hatte Lys angerufen, die überraschend schnell damit einverstanden war den Abend anders zu verbringen. Sie hatte erzählt, dass sie schon in einem Gruselfilm mitgespielt hatte, und nun fände sie es spannend, einmal echten Spuk mitzuerleben. Bob und Peter hatten nichts dagegen, dass Lys mitkam. Sie war ein sehr intelligentes Mädchen und vielleicht konnte sie ihnen in dieser Nacht sogar weiterhelfen. Vorausgesetzt, es ereignete sich überhaupt etwas.

Lydia Cartier schien sie bereits erwartet zu haben. Sie öffnete die Tür und begrüßte die drei ??? und ihre Begleiterin. »Ich bin ja so froh, dass ihr gekommen seid. Ich fühle mich gleich viel sicherer. Vor allem bin ich froh, dass ihr mich nicht für verrückt haltet. Ich hätte nicht gewusst, an wen ich mich wenden sollte, wenn ihr nicht gewesen wärt.«

»Da fällt mir gerade etwas ein«, begann Bob. »Wie kamen Sie eigentlich auf uns? Sie sprachen von einem unserer alten Klienten, der Sie auf uns aufmerksam gemacht hat. Wer war dieser Klient?«

Lydia Cartier lächelte: »Es war eine Klientin: Mrs. Smith, eine langjährige Freundin von mir. Sie war ganz begeistert von euch und erzählte mir ausführlich, wie ihr damals geholfen habt.«

Bob überlegte. Wer war Mrs. Smith? Smith war ein Aller-

weltsname und er konnte sich beim besten Willen nicht daran erinnern, bei welchem ihrer vielen Fälle, die sie bereits gelöst hatten, eine Mrs. Smith dabei gewesen war.

Doch Justus mit seinem unfehlbaren Gedächtnis wusste sofort, um wen es ging. »Mrs. Smith, natürlich.«

Auch Bob dämmerte es jetzt. »Die Sache mit dem schreien- den Wecker? Meine Güte, das ist schon ewig her. Das war einer unserer ersten Fälle!« Vor langer Zeit hatten die drei ??? den Mann von Mrs. Smith vor einer Gefängnisstrafe bewahrt, da er unschuldig verdächtigt worden war wertvolle Gemälde gestohlen zu haben. Ein seltsamer Wecker hatte damals eine wichtige Rolle gespielt.

»Ja, Mary Smith.« Lydia Cartier nickte. »Durch sie bin ich zu euch gekommen.«

Dann zeigte sie den Vieren erst mal das ganze Haus, wozu sie am Nachmittag noch keine Gelegenheit gehabt hatte. Es war sehr stilvoll eingerichtet. Überall standen fantastische alte Möbel, an denen Lys sich gar nicht satt sehen konnte. Im oberen Stockwerk gab es ein kleines Atelier, denn die Hausherrin war eine leidenschaftliche Malerin.

Nach dem Rundgang machten sie es sich im Esszimmer bequem. Sigourney hatte kurz vor ihrem Feierabend noch einen kleinen Imbiss vorbereitet. Nun saßen sie zu fünft an einem kleinen, runden Tisch und aßen Sandwiches.

»Wie lange arbeitet Sigourney eigentlich schon für Sie?«, wollte Bob wissen.

»Seit drei Jahren. Sie ist wirklich ein liebes Mädchen. Wenn ich sie nicht hätte, wüsste ich gar nicht, was ich machen sollte.

Das Haus ist so groß, eine alte Frau wie ich würde es allein nie schaffen es in Schuß zu halten.«

Justus gab sich einen Ruck. »Mrs. Cartier, wir haben einen Verdacht. Wir glauben, Sigourney könnte diejenige sein, die diese Vorfälle verursacht hat. Es wäre zumindest möglich, da sie oben war, als wir das Rumpeln gehört haben.«

Mrs. Cartier sah ihn erstaunt an. Hoffentlich reagiert sie nicht so wie Tante Elenor es tun würde, dachte Justus. Doch die alte Dame war wesentlich sanfter. »Nein, das glaube ich nicht. Sigourney ist so nett zu mir und sie hilft mir, wo sie nur kann. Sie hätte überhaupt keinen Grund so etwas zu tun.«

»Sind Sie sich da sicher? Könnte es für sie nicht vielleicht doch einen Grund geben Ihnen Angst machen zu wollen?«

Sie überlegte und schüttelte dann den Kopf. »Nein.«

»Möchte sie vielleicht das Haus haben?«, fragte Peter geradeheraus.

Lydia Cartier lachte. »Nein, bestimmt nicht. Wir haben ein paarmal darüber gesprochen, doch Sigourney sagt, sie würde zwar sehr gerne hier arbeiten, aber wohnen wollte sie in einem so großen Haus nicht, das sei ihr zu unheimlich.«

»Hat sie denn einen eigenen Schlüssel?«, fragte Peter weiter.

»Ja, den hat sie. Aber nachts ist sie ja nicht hier, sie kann es also nicht gewesen sein. Außerdem würde ich es hören, wenn jemand unten die Tür öffnet.«

Lys, die noch nicht so gut informiert war wie die drei ???, fragte nach, was genau passiert sei.

Mrs. Cartier berichtete erneut von den einzelnen Vorkommnissen. »Ich bin erstaunt, dass ihr von vornherein glaubt, es sei ein Fremder in meinem Haus, der das alles inszeniert«, fuhr sie dann fort. »Könnte es nicht sein, dass es tatsächlich ein Geist ist?« Die vier sahen ihr an, dass ihr die Frage unangenehm war, so als hätte sie immer noch Angst, sie könnten sie für verrückt halten.

»Wir glauben nun einmal nicht an Geister, Mrs. Cartier«, sagte Bob. »Es muss für alles eine logische Erklärung geben. Aber wir werden das schon herausfinden. Und anfangen können wir gleich mit der Truhe. Wir haben unsere Ausrüstung mitgebracht, um Fingerabdrücke zu nehmen.« Nach dem Essen begannen Lys und Peter mit dem Abwasch, während Justus und Bob nach oben gingen. Bob war der Experte für solche

Untersuchungen und so fiel ihm die Aufgabe zu, zu überprüfen, ob jemand Fingerabdrücke auf den Messinggriffen der Truhe hinterlassen hatte. Er zückte das Päckchen mit dem feinen weißen Pulver aus der Tasche und trug den Staub mit einem Pinsel auf das Metall auf. Dort, wo die Hände die Griffe berührt hatten, blieb das Pulver kleben. Doch er wurde enttäuscht. Zwar waren deutlich Linien zu erkennen, aber es waren die Linien einer Handfläche, nicht die von Fingerkuppen.

»Eigentlich logisch«, beurteilte Bob das Ergebnis, »man zieht so eine schwere Truhe schließlich nicht mit spitzen Fingern weg, sondern fasst richtig an. Fingerabdrücke sind daher natürlich nicht zu sehen.«

Justus zuckte mit den Schultern. »Einen Versuch war es wert«, fand er. »Komm, gehen wir hinunter und helfen den anderen beim Abtrocknen.«

Sie traten in den Flur und Bob hielt Justus am Arm zurück. »Vielleicht sollten wir uns kurz in Sigmourneys Zimmer umsehen«, schlug er vor und war schon an der gegenüberliegenden Tür. Sie war nicht verschlossen. Der Raum war spärlich eingerichtet. Es gab ein paar Regale, in denen Putzmittel und andere Haushaltsdinge standen. Außerdem gab es ein kleines Sofa und einen Tisch, auf dem ein aufgeschlagenes Buch lag. Es war die Taschenbuchausgabe eines Thrillers von Stephen King. »Hm«, machte Bob. »Hier hält sie sich wohl während ihrer Mittagspause auf. Nicht sehr aufregend.«

»Was hast du erwartet?«, fragte Justus.

Ein wenig später verabschiedete sich Mrs. Cartier von den Vieren. Sie ging zu Bett, während die drei ??? und Lys es sich im Gästezimmer bequem machten. Peter und Bob streckten sich auf den Gästebetten aus, Lys und Justus lümmelten sich auf den Fußboden.

»Jetzt können wir nichts weiter tun als warten«, meinte Justus. »Wir haben die nötigen Vorkehrungen getroffen. An allen

Türen kleben Haare, die abreißen, wenn die Türen geöffnet werden.«

Bob strich sich über den Kopf und dachte an die schmerzhafteste Prozedur, nachdem er dazu auserkoren worden war, die Haare zu spenden.

»So wissen wir, ob jemand im Haus herumgegeistert ist, wenn wieder etwas passieren sollte«, fuhr Justus fort. »Ich habe Mrs. Cartier eingeschärft, sie soll ihr Zimmer nicht verlassen, sondern notfalls um Hilfe rufen, damit die Haarfallen zuschnappen können.«

»Herumgeistern ist das Stichwort«, sagte Bob. »Ich habe mir die Sachen, die Mrs. Cartier erzählt hat, mal durch den Kopf gehen lassen. Alles, was passiert ist, deutet tatsächlich auf einen Geist hin. Einen sogenannten Poltergeist.« Bob war nicht nur musikbegeistert, sondern auch sehr belesen. Früher hatte er aushilfsweise in der Stadtbücherei von Rocky Beach gearbeitet und dort zwischendurch viel geschmökert. Besonders angetan hatten es ihm Gespenstergeschichten, daher kannte er sich aus mit Geistern und Sagengestalten.

»Poltergeist? Ist das nicht ein Film?«, fragte Peter und gähnte.

»Auch, allerdings kein sehr realistischer, sofern man hier überhaupt davon sprechen kann. In dem Film waren die Poltergeister richtig sichtbare Wesen, aber wenn man sich die angeblich wahren Zeugenaussagen von Menschen ansieht, die Poltergeister erlebt haben wollen, dann sind diese Geister wohl eher unsichtbar. Sie gehören zu der Kategorie ortsgebundener Spuk, also halten sie sich immer an einem Ort auf. Es gibt auch personengebundenen Spuk, aber die Poltergeister gehören nicht dazu. Sie leben – oder besser gesagt existieren – meistens in alten Häusern und machen dort in erster Linie Krach. Bei besonders hartnäckigen Poltergeistern kommt es auch vor, dass sie Dinge bewegen oder zerstören. Eigentlich sind sie harmlos, denn sie können Menschen nichts antun, außer ihnen einen

höllischen Schrecken einzujagen.«

»Das reicht ja auch«, fand Lys.

»Du redest, als würdest du diese Geschichten wirklich glauben, Bob«, bemerkte Justus und hob zweifelnd eine Augenbraue.

»Ich habe nicht gesagt, dass ich daran glaube. Das ist bloß die Theorie. Es gibt eben Leute, die sich ganz ernsthaft mit Spukphänomenen beschäftigen. Nach ihren Aussagen handelt es sich bei dem, was in diesem Haus vor sich geht, eindeutig um einen Poltergeist. Oder mehrere.«

»Beziehungsweise um jemanden, der sich genauso gut auskennt wie du und die Poltergeistlegenden dazu benutzt Lydia Cartier Angst einzujagen«, überlegte Justus.

»Ganz genau.«

»Vielleicht ist es ja wirklich ein Geist«, sagte Lys. »Wäre doch spannend.«

Justus wischte die Idee mit einer Geste fort. »Unsinn. Ich glaube nicht an Poltergeister.«

»Ich auch nicht«, verteidigte sich Lys. »Aber spannend wäre es trotzdem.«

»Was machen wir denn jetzt?«, wollte Peter wissen. »Sollen zwei von uns sich schlafen legen, während die anderen beiden wach bleiben? Oder reicht eine Wache?«

»Zwei sind besser«, fand Bob. »Dann schläft wenigstens keiner ein. Sollen wir Streife durchs Haus gehen?«

»Gar keine schlechte Idee«, meinte Justus. »Aber leise, sonst glaubt Mrs. Cartier noch, wir seien der Geist.«

Justus und Lys übernahmen die erste Wache, während Bob und Peter schliefen. Sie gingen ins Esszimmer, um sich unterhalten zu können und die beiden nicht zu stören. Justus genoss es mit Lys allein zu sein und endlich mal wieder ungestört mit ihr reden zu können. Eigentlich war das sogar besser als ins Kino zu gehen: Beim Schein einer kleinen Lampe im Esszimmer eines fremden Hauses zu sitzen, während alle anderen

schlafen, hatte etwas Romantisches, wie er sich eingestehen musste. Anfangs sprachen sie noch über Bobs Geistergeschichten, doch schon bald schweiften sie von diesem Thema ab und redeten über alles Mögliche. Sie merkten gar nicht, wie die Zeit verging. Erst als die große Standuhr im Wohnzimmer nebenan eins schlug, sahen sie überrascht auf.

»Schon so spät«, sagte Lys. »Wir können gleich mal einen Schichtwechsel machen.«

»Warum bleiben wir nicht so lange hier, bis wir müde werden? Dann können wir immer noch die anderen wecken. Im Moment bin ich hellwach.«

»Ich auch.«

Plötzlich hörten sie ein lautes Rumpeln. Sie schrakten auf. Das Rumpeln wiederholte sich, ein Poltern folgte. Es klang so ähnlich wie das Geräusch am Nachmittag, nur lauter und bedrohlicher. Und es kam wieder von oben.

»Los!«, rief Justus. »Du weckst die anderen, ich laufe nach oben!« Er sprang auf und rannte in den Flur und die Treppe hinauf. Es rumorte immer noch. Nun hörte er Mrs. Cartier laut schreien. Beides kam aus ihrem Schlafzimmer. Justus lief auf die Tür zu und wollte sie öffnen, doch sie war verschlossen. Er rüttelte daran. »Mrs. Cartier, machen Sie auf!«, rief er.

Das Poltern nahm kein Ende, es klang, als würde das ganze Zimmer verwüstet. Wieder schrie die alte Dame.

»Mrs. Cartier!«

»Ich kann nicht! Der Schlüssel!«, rief sie von innen.

Justus rüttelte nun fester an der Tür und war kurz davor, sie einzutreten. Da drinnen war die Hölle los. Vielleicht schwebte Mrs. Cartier in Gefahr! In diesem Moment kamen Lys, Bob und Peter angelaufen. »Peter! Schnell! Dein Werkzeug!«

Peter riss das kleine Etui mit Dietrichen auf, das er immer bei sich trug. Mit flinken Fingern suchte er den passenden Metallhaken. Gerade wollte er versuchen das Schloss zu öffnen, als der Lärm ganz abrupt aufhörte. Mit einem Mal war es voll-

kommen still.

»Mrs. Cartier?«, rief Justus. In der plötzlichen Stille hörte er sein Herz laut schlagen. Er spürte, wie eine Schweißperle seine Schläfe herunterrann.

Sekunden verstrichen, dann wurde ein Schlüssel von innen ins Schloss gesteckt und herumgedreht. Einen Augenblick später öffnete sich langsam die Tür. Eine schneeweiße Gestalt stand vor ihnen.

Erst einen Moment später begriff Justus, dass es Mrs. Cartier war, die ein weißes Nachthemd trug. Ihre hellgrauen Haare trug sie offen und sie starrte die vier verstört an. Das Schlafzimmer war völlig verwüstet: Eine Kommode stand mitten im Raum, der Nachttisch war umgestürzt. Ein Stuhl lag auf dem Bett und Kleider waren im ganzen Raum verstreut.

»Himmel!«, flüsterte Peter, als er das Chaos sah. Langsam gingen sie in den Raum und sahen sich das Durcheinander genauer an.

»Was ist passiert, Mrs. Cartier?«, fragte Justus. Er musste sich zusammenreißen, um seiner Stimme einen festen Klang zu verleihen.

Die alte Dame war vollkommen aufgelöst. »Es war schrecklich!«, schluchzte sie. »Ich erwachte von einem Poltern. Dann machte ich das Licht an. Alles ... die Kommode, der Stuhl, der Nachttisch, alles bewegte sich plötzlich. Ich rief um Hilfe, da wurde es noch schlimmer. Die Möbel ... sie wurden wie von selbst durch den ganzen Raum geschoben. Ich sprang aus dem Bett und wollte raus. Aber die Tür war abgeschlossen und als ich nach dem Schlüssel griff, flog er aus dem Schloss und landete unter dem Bett. Ich konnte nicht öffnen.«

»Und dann?«, fragte Justus atemlos.

»Dann war es vorbei. Ganz plötzlich war alles still, einfach so.«

»Haben Sie irgendetwas gesehen?«, fragte Bob.

»Das reicht ja wohl«, antwortete Mrs. Cartier und wies auf

das Chaos um sie herum. Bob bewunderte sie insgeheim, weil sie sich in diesen paar Sekunden schon wieder halb gefasst hatte. Dann bemerkte er, dass ihre Hände noch zitterten.

»Ich meine, haben Sie irgendeine Gestalt gesehen? Oder etwas anderes?«

Sie schüttelte den Kopf.

Mit einem lauten Knall schlug die Tür hinter ihnen zu.

Eine schlaflose Nacht

Sie fuhren herum. Eine Sekunde lang starrten sie regungslos auf die geschlossene Tür, dann war Peter mit einem Satz an der Klinke, drückte sie herunter und riss die Tür auf. Er hatte schon damit gerechnet, dass sie sich nicht öffnen ließ, doch sie schwang auf und Peter blickte hinaus in den Flur. Niemand war zu sehen. Er atmete auf.

»Vielleicht war es nur ein Luftzug«, versuchte er die anderen und sich selbst zu beruhigen und wies auf das im Schlafzimmer geöffnete Fenster.

»Das Fenster!«, rief Justus und ging darauf zu. Warum hatte er nicht gleich daran gedacht! Es stand offen – weil Mrs. Cartier sonst nicht schlafen könnte, wie sie sagte. Er blickte hinaus auf die Straße, sie lag wie ausgestorben da. »Wäre es nicht möglich, dass jemand durch das Fenster eingestiegen ist? Wann haben Sie das Licht eingeschaltet?«

Mrs. Cartier zuckte die Schultern und seufzte. Dann setzte sie sich erschöpft auf das Bett. »Ich weiß nicht. Vielleicht habe ich es nicht sofort angemacht«, gab sie zu. »Ich habe den Lichtschalter nicht gefunden, ich war so erschrocken. Aber ich habe im Halbdunkel genau gesehen, wie die Möbel sich bewegten.«

»Haben Sie noch etwas gesehen? Eine Person? Einen Schatten?«, bohrte Justus nach.

»Nein. Ich ... ich glaube jedenfalls nicht.«

»Ich bin mir fast sicher, dass jemand durch das Fenster eingestiegen ist und dann das Zimmer verwüstet hat. Bob, Peter, wir müssen unsere Haarfallen kontrollieren und draußen nachsehen, ob wir Spuren finden. Direkt unter dem Fenster ist ein kleines Blumenbeet, dort müssten Fußabdrücke gut zu sehen sein.« Justus warf Lys einen Blick zu und sie verstand. Während die drei ??? den Raum verließen, setzte sich Lys neben Mrs. Cartier auf das Bett. Das Chaos ließ sie vorerst Chaos sein, wichtiger erschien es ihr jetzt sich um die alte Dame zu

kümmern und sie zu beruhigen. Außerdem wollten die anderen drei die Möbel später noch auf Fingerabdrücke untersuchen.

Während Peter im ganzen Haus nachsah, ob die Haare noch an ihren Stellen klebten, gingen Justus und Bob mit Taschenlampen bewaffnet nach draußen. »Vorsichtig, wir dürfen keine Spuren zerstören.«

»Wenn welche da sind«, meinte Bob und leuchtete den Boden unterhalb des Schlafzimmerfensters ab. Das Blumenbeet war frisch geharkt, Fußabdrücke waren nicht zu sehen.

»Sigourney ist wirklich sehr gründlich«, murmelte Justus.

»Nun meinst du also doch, dass sie hinter der Sache steckt?«, fragte Bob erstaunt.

Der Erste Detektiv schüttelte den Kopf. »Nein, ich meine das Blumenbeet. Es ist sehr ordentlich angelegt und die Erde ist so sorgfältig geharkt, dass man hier sogar Vogelspuren sehen müsste. Aber es sind keine da.« Er sah nach oben zum Fenster. »Möglich wäre es trotzdem nach oben zu kommen, ohne Spuren zu hinterlassen. Mit einem Seil und einem Haken, den man zur Fensterbank oder zum Dach hinaufwirft, könnte man das Beet überspringen und hochklettern.« Sie suchten noch den kleinen Vorgarten ab, fanden jedoch auch hier keinerlei Anhaltspunkte. Dann kehrten sie ins Haus zurück, wo Peter sie erwartete.

»Es gibt Neuigkeiten. Das Haar an der Tür zur Küche und zum Esszimmer ist weg«, verkündete er.

Justus' Gesicht erhellte sich, doch dann seufzte er enttäuscht. »Das waren Lys und ich, wir waren im Esszimmer. Aber durch die Tür ist bestimmt niemand gekommen, wir waren ja die ganze Zeit drinnen.«

»Tja, sonst sind leider alle Haarfallen intakt«, fuhr Peter fort. »Also muss er schon durch das Fenster gekommen sein.«

»Oder sie«, überlegte Bob.

»Oder sie«, gestand Peter ihm zu. Er seufzte. »Lasst uns nach oben gehen und die Möbel auf Fingerabdrücke untersuchen.«

Sie kehrten zurück in das Schlafzimmer, wo Bob sich ans Werk machte. Mrs. Cartier saß noch immer auf dem Bett, doch sie schien ihre Fassung bereits wiedergewonnen zu haben. Jedenfalls gab sie sich alle Mühe, sich nichts anmerken zu lassen. »So schlimm war es noch nie«, sagte sie. »Ich bin froh, dass ihr hier wart.«

»Meinen Sie, dass Sie gleich wieder schlafen können?«, fragte Lys besorgt.

Mrs. Cartier nickte. »Es geht schon wieder, danke.«

Es dauerte eine Weile, bis Bob mit seiner Arbeit fertig war. Am Ende hatte er eine ganze Reihe recht guter Fingerabdrücke. Er hob sie mit einer Klebefolie ab und bannte sie auf ein Stück Papier, das er sorgfältig in eine Plastikhülle steckte. »Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn ich Ihre Fingerabdrücke nehme, Mrs. Cartier? Dann können wir gleich sehen, welche von den Spuren ausscheiden.« Sie war sofort dazu bereit und Bob holte sein Stempelkissen, um die Abdrücke zu nehmen. Danach verschwand Mrs. Cartier nach nebenan ins Bad, um sich die Hände zu waschen, während die drei ??? und Lys das Zimmer wieder in Ordnung brachten.

»Wir werden weiterhin wach bleiben«, versicherte Justus ihr, als sie zurückkehrte. »Und in der Nähe. Aber ich glaube, dass heute nichts mehr passieren wird. Schlafen Sie gut!«

Sie verabschiedeten sich zum zweiten Mal in dieser Nacht von Mrs. Cartier und gingen ins Gästezimmer.

»Ich bin hellwach«, sagte Bob. »Und ich glaube auch, dass das so bleiben wird. Bloß gut, dass wir Wochenende haben.« Den anderen erging es genauso. Niemand konnte jetzt an Schlaf denken.

»Das hat mir einen ganz schönen Schrecken eingejagt«, meinte Lys.

»Nicht nur dir«, sagte Peter.

»Und ihr meint wirklich, dass jemand durch das Fenster gekommen ist?«, fragte sie.

»Das ist die einzige Möglichkeit«, antwortete Justus. »Mrs. Cartier gibt ja zu, dass sie das Licht erst sehr spät angemacht hat. Da hätte der Täter schon wieder weg sein können.«

»Das nächste Mal müssen wir einfach besser aufpassen. Und schneller sein«, sagte Bob.

»Das nächste Mal?«, fragte Lys irritiert. »Das nächste Mal werde ich aber bestimmt nicht mehr dabei sein. Das hat mir gereicht. Ich beneide euch wirklich nicht um euer Hobby.«

»Manchmal tue ich das auch nicht«, murmelte Peter.

»Morgen werde ich auch von Sigourney die Fingerabdrücke nehmen«, beschloss Bob. »Schließlich putzt sie für Mrs. Cartier, daher sind wahrscheinlich auch ihre Abdrücke auf den Möbeln. Damit können wir natürlich nicht mehr beweisen, dass sie es war.«

Justus runzelte die Stirn. »Traust du dieser zierlichen Person wirklich zu an der Hauswand hochzuklettern?«

Bob zuckte die Schultern. »Auf jeden Fall werde ich die Abdrücke gleich morgen in der Zentrale unter die Lupe nehmen. Im wahrsten Sinne des Wortes. Mal sehen, was dabei herauskommt.«

Sie redeten noch sehr, sehr lange. Als die Sonne aufging, waren die vier dann doch so müde, dass sie beschlossen noch ein paar Stunden zu schlafen. Lys und Justus bekamen diesmal die beiden Betten, während Bob und Peter sich in Decken auf den Boden legten. Doch ihr Schlaf war unruhig und voller verwirrender Träume.

Am nächsten Tag wurde Justus unsanft von Bob geweckt. »He, Just, aufwachen! Es ist gleich zehn Uhr, Sigourney hat Frühstück für uns gemacht.«

Justus wälzte sich schlaftrunken zur Seite, dann machte er versuchsweise die Augen auf. Bob und Lys standen neben ihm. Schlagartig war er wach. Es war ihm peinlich, dass Lys ihn beim Schlafen beobachtet hatte. »Schon da«, sagte er und schwang sich aus dem Bett.

Beim Frühstück musste Bob Sigourney darum bitten ihre Fingerabdrücke nehmen zu dürfen. Sie sah im ersten Moment etwas erschrocken aus, stellte jedoch keine weiteren Fragen. Sie war so zurückhaltend und einsilbig wie schon am Tag zuvor. Nach dem Frühstück verabschiedeten sich die Besucher von Mrs. Cartier und versprachen am Abend wiederzukommen. Bis dahin mussten sie einige Dinge erledigen.

»Kannst du mich erst nach Hause bringen, Bob?«, bat Lys.

»Klar. Kommst du eigentlich heute Abend auch wieder mit?«

Lys schüttelte ihren Kopf so heftig, dass ihre weißblonden Haare hin und her flogen. »Sicher nicht. Diese eine schlaflose Nacht hat mir gereicht. Außerdem bin ich mit Kelly und Elizabeth verabredet.«

»Aha. Einer eurer Frauenabende«, spottete Bob.

»Ganz genau. Irgendwann müssen wir uns ja mal über euch auslassen.« Sie lächelte.

Bob setzte Lys bei ihrem Apartment ab und fuhr dann zur Zentrale. Er stöhnte, als er ausstieg. »Irgendwann muss ich auch mal nach Hause«, beschwerte er sich.

»Erst die Arbeit«, sagte Justus bestimmt. »Du musst die Fingerabdrücke überprüfen. Wir wollen Mrs. Cartier heute Abend schließlich erste Fortschritte melden.«

»Komisch«, murmelte Peter. »Vor ein paar Tagen warst du noch so schlecht gelaunt wegen der ganzen liegengebliebenen Arbeit und jetzt lässt du dich nur zu gerne von dieser Poltergeistsache ablenken. Was ist mit deinem Ehrgeiz, die Zentrale aufzuräumen, sauberzumachen und die Computerdateien zu aktualisieren?«

»Man muss Prioritäten setzen«, sagte Justus weltmännisch. »Die Zentrale läuft uns nicht weg, die angeblichen Geister vielleicht schon.«

»Warum gibt es eigentlich Poltergeister?«, wollte Peter wissen und wandte sich damit an Bob, der bereits über das Mikroskop gebeugt war und die Fingerabdrücke auswertete. »Ich

meine, wenn man davon ausgeht, dass es sie gibt, was sagt die Geisterwissenschaft dann über die Ursachen?»

Bob zuckte nur mit den Schultern. »Geister sind meistens Tote, die nicht zur Ruhe kommen. Warum sie herumspuken, weiß niemand.«

»Könnte der Geist bei Mrs. Cartier vielleicht ihr verstorbener Mann sein?«, wollte Peter wissen.

»Möglich«, antwortete Bob. »Oder ein früherer Bewohner des Hauses. Das lässt sich schwer sagen.«

Justus runzelte die Stirn. »Ihr hört euch an, als würdet ihr wirklich daran glauben.«

»Tun wir nicht«, versicherte Peter ihm. »Aber wenn du Recht hast und jemand benutzt die Informationen über Poltergeister, um Mrs. Cartier zu vertreiben, dann wäre es sinnvoll die Motive zu kennen. Will er ihren verstorbenen Mann darstellen oder einfach nur irgendeinen Geist, oder was?«

»Aber reine Spekulationen bringen uns nicht weiter. Es reicht auch nicht mehr, dass wir einfach nur im Haus sind, das haben wir ja gestern gesehen. Wir müssen uns für heute Abend einen Plan machen. Ich habe mir auch schon etwas ausgedacht.«

Alleingänge

»Hat die anderen beiden die letzte Nacht so abgeschreckt, dass ihr jetzt nur noch zu zweit kommt?«, fragte Mrs. Cartier verwundert, als Justus und Bob von Sigourney ins Esszimmer geführt wurden.

»Lys gehörte eigentlich gar nicht dazu«, erklärte Justus, »und Peter lässt sich entschuldigen. Er kommt vielleicht später nach.«

»Setzt euch und trinkt eine Tasse Tee mit mir. Ich bin gespannt auf eure Ergebnisse.«

Sie setzten sich an den kleinen runden Tisch, der bereits gedeckt war, und Bob berichtete: »Es gibt leider keine guten Nachrichten. Alle Fingerabdrücke stammen entweder von Ihnen oder von Sigourney. Der Einbrecher muss Handschuhe benutzt haben.«

»Wenn es ein Einbrecher war«, bemerkte Mrs. Cartier.

»Wie verhält sich Sigourney eigentlich Ihnen gegenüber?«, fragte Justus. »Sie muss doch mitbekommen, was hier passiert, spätestens seitdem wir hier aufgetaucht sind und Bob ihre Fingerabdrücke haben wollte.«

Lydia Cartier nickte. »Ich habe heute Nachmittag mit ihr darüber geredet. Sie hat natürlich selbst bemerkt, dass etwas in diesem Haus nicht stimmt, doch sie wollte nicht darüber sprechen, da sie Angst hatte. Genau wie ich.« Sie schwieg eine Weile, dann fuhr sie etwas leiser fort: »Ihr merkt es mir vielleicht nicht immer an, aber ich sterbe vor Angst. Heute...« Ihre Stimme versagte für einen Moment. Sie schluckte einmal und sprach dann weiter: »Heute Mittag, kurz nachdem ihr weg wart, begann die Vitrine im Wohnzimmer zu wackeln. Sie wackelte so stark, dass einige Gläser umfielen und kaputtgingen. Ich saß direkt daneben und konnte nur hilflos zusehen. Auch diesmal bin ich mir sicher, dass niemand im Raum war. Es war schließlich helllichter Tag. Es ist ein Geist, das steht für

mich jetzt fest. Vielleicht seid ihr mittlerweile mit dem Fall überfordert. Einem Geist ist der beste Detektiv nicht gewachsen. Ich sollte vielleicht eine Wahrsagerin engagieren, die versucht mit dem Geist Kontakt aufzunehmen, um zu erfahren, was er von mir will.«

»Lassen Sie es uns noch eine Weile versuchen«, bat Justus.

»Wir müssen einfach herausbekommen, was hier gespielt wird. Vielleicht können wir nach dieser Nacht bereits mit Ergebnissen aufwarten.«

Die Dame nickte. »Also gut. Aber wenn sich der Spuk nicht legt und ihr keine Lösung findet, dann werde ich mich in der nächsten Woche an eine Wahrsagerin wenden.«

In diesem Moment begann sich der Tisch, an dem Justus, Bob und Mrs. Cartier saßen, zu bewegen. Erst war es nur ein leichtes Rucken, doch dann zitterte und wackelte er so stark und schnell hin und her, dass das Geschirr klirrte und die Tassen umkippten. Wie gebannt starteten die drei auf den Tisch und konnten es nicht glauben: Direkt vor ihren Augen, direkt unter ihren Armen, die sie auf die Platte gelegt hatten, zitterte der Tisch, als sei er lebendig!

Sigourney, die gerade mit einem Tablett den Raum betrat, stieß einen spitzen Schrei aus und ließ es fallen, die Teekanne ging mit einem lauten Bersten zu Bruch und verspritzte ihren heißen Inhalt auf den Teppichboden. In diesem Moment hörte der Spuk auf und der Tisch stand wieder still, als sei nichts gewesen.

Bob erholte sich als erster von dem Schrecken und beugte sich hinunter, um unter den Tisch zu sehen. Dort war nichts Ungewöhnliches zu sehen. Sigourney wimmerte leise und lief aus dem Raum. Einige Augenblicke später kam sie wieder herein, ein Tuch und einen Eimer in der Hand, um den verschütteten Tee aufzuwischen.

»Tut mir leid, Mrs. Cartier«, murmelte sie und schrubbte zitternd den Boden.

»Schon gut«, erwiderte die alte Dame mit brüchiger Stimme und erhob sich von ihrem Stuhl. »Entschuldigt mich.« Sie ging aus dem Raum.

Justus und Bob sahen sich groß an. »Unglaublich«, sagte Bob. Damit meinte er nicht nur den wackelnden Tisch, sondern auch die Tatsache, dass sowohl Lydia Cartier als auch ihr Hausmädchen immer darum bemüht waren Haltung zu bewahren und sich nichts anmerken zu lassen.

Justus straffte sich und versuchte sich zusammenzureißen. Er stand auf und ließ sich auf die Knie nieder, um den Tisch zu untersuchen. »Wir sollten ihn umdrehen«, schlug er vor und begann das Geschirr abzudecken. Bob half ihm. »Irgendwo muss es einen versteckten Mechanismus geben. Haben Sie etwas gesehen, Sigourney?«, fragte er die junge Frau, die gerade die Scherben der kaputten Teekanne einsammelte. Doch sie schüttelte nur den Kopf und fuhr eilig mit ihrer Arbeit fort.

Justus und Bob drehten den Tisch um. Es war ein runder Holztisch auf drei Beinen, der kaum Möglichkeit bot einen Mechanismus an die Beine oder die Tischplatte zu montieren.

»Wenn es eine Apparatur war, müsste sie schon ziemlich groß sein, um den Tisch derartig wackeln zu lassen«, bemerkte Bob. »Aber hier ist nichts, gar nichts.«

Justus knetete seine Unterlippe. Er dachte über eine neue Theorie nach. Wie konnte man einen Tisch noch wackeln lassen? Fäden? Magneten, die auf einen Metallkern im Holz wirkten? Doch das hätte allenfalls gereicht, um den Tisch leicht zu bewegen, nicht jedoch ihn so stark durchzuschütteln, dass die Tassen umkippten.

Frustriert stellten sie den Tisch wieder richtig hin. Sigourney stand auf und half ihnen beim Decken.

»Ist Ihnen sonst einmal etwas aufgefallen, Sigourney?«, wollte Justus wissen. »Etwas Ungewöhnliches? Ein Geräusch vielleicht oder eine Gestalt?«

»Nein«, sagte das Hausmädchen. »Nicht mehr als das, was

Mrs. Cartier euch schon erzählt hat.«

Justus überlegte, ob sie jemals zuvor einen so langen Satz gesprochen hatte. »Haben Sie denn keine Angst?«, fragte er sie.

»Doch. Aber Mrs. Cartier braucht mich hier«, antwortete sie und deckte weiter den Tisch.

Justus dachte darüber nach, was er sie noch fragen könnte, ob es überhaupt Sinn hatte ihr weiterhin alles einzeln aus der Nase zu ziehen. Ratlos sah er zu Bob hinüber, doch der zog auch nur die Augenbrauen hoch.

In diesem Moment klirrte es direkt hinter Justus' Kopf. Er wirbelte herum und sah gerade noch die letzten Scherben auf den Boden fallen.

»Justus!«, rief Bob. »Ist dir was passiert?«

»Nein«, sagte er. »Was war eigentlich?«

»Eine Tasse. Sie flog einfach durch die Luft und knallte an die Wand.«

Sigourney starrte abwechselnd von Justus zu Bob und zu den Scherben auf dem Boden. Ihre Augen waren riesengroß, doch sie sagte nichts.

»Von wo kam die Tasse?«, wollte Justus wissen.

»Ich weiß nicht, ich habe sie auch erst im letzten Moment gesehen. Irgendwo von da.« Er wies zur gegenüberliegenden Wand. Justus ging hinüber zur Anrichte. Von den Teetassen, die dort standen, fehlte eine.

»Und sie flog einfach so durch die Luft?«, fragte er ungläubig.

Bob nickte. »Haarscharf an deinem Kopf vorbei.«

In diesem Moment betrat Mrs. Cartier den Raum. »Was ist passiert?«, fragte sie. »Ich hörte es klirren.«

»Schon wieder ein Anschlag Ihres Poltergeistes«, sagte Justus und wies auf die Scherben, die die fleißige Sigourney bereits aufsammlerte. »Diesmal fast mit Personenschaden.« Er setzte sich auf den Stuhl und rieb sich die Augen. Wie schon

letzte Nacht merkte er erst jetzt, dass die Angst in ihm hochkroch. Wackelnde Tische und herumfliegende Tassen und nicht der geringste Anhaltspunkt. Was kam als Nächstes?

Auch Mrs. Cartier ließ sich auf einen Stuhl sinken. Sie vergrub das Gesicht in ihren Händen. »Ich ertrage das nicht mehr«, sagte sie tonlos. »Gleich am Montag werde ich nach jemandem suchen, der sich mit übernatürlichen Phänomenen auskennt.«

Dann bleiben uns noch zwei Tage, dachte Justus. Er wollte diesen Fall unbedingt aufklären, da die letzten beiden schon so unbefriedigend geendet hatten. Erst ließ man sie den Gemäldediebstahl nicht untersuchen, dann gab Peter eigenmächtig einen Fall ab. Diesmal wollte er mehr Erfolg haben.

Auch wenn er noch nicht die geringste Idee hatte, wie er das schaffen sollte. Doch vielleicht konnte Peter an diesem Abend etwas erreichen.

Sigourney verabschiedete sich bald für diesen Tag. Sie verließ das Haus geradezu fluchtartig, was Justus und Bob ihr nicht verübeln konnten. Vorausgesetzt, sie war unschuldig. Um das herauszufinden, war nun Peter am Zug.

Peter legte das Buch weg. Es war zu dunkel zum Lesen geworden, und um die Batterie zu schonen, wollte er das Licht im Wagen nicht einschalten. Er überlegte, ob er ein Stück vorfahren und unter einer Straßenlaterne halten sollte, doch dann hätte man ihn womöglich entdeckt. Er hatte hinter einer kleinen Baumgruppe am Straßenrand geparkt und konnte durch die Bäume hindurch das Haus von Mrs. Cartier sehen. Nun wartete er darauf, dass Sigourney es verließ.

Das Außenlicht ging an und die Haushälterin kam heraus. Sie ging auf ihren Wagen zu, stieg ein und fuhr los. Peter startete seinen Wagen und fuhr langsam an. In ihrer Detektivlaufbahn hatten die drei ??? schon so manches Mal jemanden mit dem Auto verfolgen müssen, doch Peter war jedesmal sehr nervös.

Es war immer ein Drahtseilakt, zum einen den Wagen nicht zu verlieren, zum anderen aber auch weit genug zurückzubleiben, um nicht aufzufallen.

Sigourneys Wagen bewegte sich in Richtung Innenstadt. Es war nicht viel Verkehr und so ließ Peter sich von zwei anderen Autos überholen, da er es riskieren konnte, diesen Abstand zu bewahren. Sigourney durchquerte die Innenstadt und fuhr dann in ein Wohngebiet. Peter kannte die Gegend, denn in der Nähe wohnte Lys. Er folgte dem Auto weiter durch die engen Straßen, bis es vor einem großen Apartmenthaus hielt. Peter bog mit seinem MG schnell in eine Seitenstraße ein, hielt, stieg aus und lief zur Straßenecke zurück. Sigourney stand gerade vor dem Gebäude, holte einen Schlüssel aus der Tasche, schloss die Tür auf und verschwand. Peter schlich zur Tür und warf einen Blick auf die Klingelschilder. Er entdeckte ihren Namen und ging wieder zurück zu seinem Wagen. Sigourney war also nach Hause gefahren, wie er erwartet hatte. Justus' Plan war es gewesen das Hausmädchen zu verfolgen, um zu sehen, ob sie irgendetwas unternahm, was man mit den mysteriösen Vorgängen im Hause Cartier in Verbindung bringen konnte. Bis jetzt hatte sie das noch nicht getan. Peter beschloss noch eine Weile zu warten. Er fuhr sein Auto zurück zur Straße und parkte dort an einer geschützten Stelle, von der aus er die Haustür im Auge behalten konnte. Nun hieß es wieder Geduld haben.

Zur gleichen Zeit hielt Bob sich nahe der Baumgruppe, wo auch Peters Wagen anfangs gestanden hatte, versteckt. Justus war nun allein bei Mrs. Cartier und Bob sollte beobachten, ob sich jemand dem Haus näherte oder etwas anderes Verdächtiges geschah. Glücklicherweise war es recht warm, so dass er wenigstens nicht frieren musste, während er tatenlos hinter den Bäumen stand. Hin und wieder fuhr ein Auto vorbei oder ein paar Spaziergänger schlenderten über die Straße, doch das war schon alles. Bob dachte an Elizabeth und daran, dass er diesen

Abend auch angenehmer hätte verbringen können. Doch die Pflicht rief nun einmal. Gleichzeitig war er aber auch ganz froh sich nicht im Haus aufzuhalten. Noch immer geisterten ihm wackelnde Tische und herumfliegende Tassen im Kopf herum und der Schrecken saß ihm noch tief in den Knochen. Er hatte sich schon vergeblich den Kopf darüber zerbrochen, wie man das, was geschehen war, mit dem Verstand erklären konnte. Justus gegenüber hatte er zwar behauptet nicht an Geister zu glauben, doch nach dem, was er gestern und heute erlebt hatte, war er fast bereit, diese Haltung zu ändern. Das durfte er dem Ersten Detektiv gegenüber natürlich niemals zugeben. Justus hätte ihm einen längeren Vortrag über Vernunft und Aberglauben gehalten, doch vielleicht ging in seinem Kopf Ähnliches vor.

Bob sah auf die Uhr. Es war fast neun und sie hatten vereinbart, sich jede halbe Stunde über Funk zu melden. Bob beschloss die paar Minuten nicht mehr zu warten und hob sein Walkie Talkie, das er bei sich trug, an den Mund. Er drückte auf die Sendetaste und sprach leise in das Gerät. »Bob an Erster, bitte kommen!«

»Hallo, Bob. Gibt es was Neues?«, ertönte Justus quäkende Stimme aus dem Lautsprecher.

»Leider nicht. Bei dir?«

»Auch nicht. Ich patrouilliere durch das ganze Haus, doch es ist nichts weiter geschehen. Mrs. Cartier sitzt in ihrem Arbeitszimmer, sie will noch ein paar Briefe schreiben, bevor sie zu Bett geht.«

»Na gut. Melde dich, wenn etwas passiert«, antwortete Bob.

»Klar, mache ich. Erster Detektiv Ende.«

Bob ließ das Funkgerät sinken und blickte wieder hinaus zur Straße und hinüber zum Haus. Nichts rührte sich. Dann sah er plötzlich einen kleinen, dunklen Schatten durch den Vorgarten von Mrs. Cartiers Haus huschen. Doch es war nur eine Katze aus der Nachbarschaft, die auf einen nächtlichen Streifzug

ging. Bob entspannte sich. Ob sich heute abend noch etwas ereignete? Eigentlich hatte er wenig Lust die ganze Nacht hier draußen zu verbringen. Er gab sich noch eineinhalb Stunden, die er bereit war hier auszuharren. Dann würde er Justus bitten seinen Job zu übernehmen. Wenn bis dahin nichts passiert war.

Aber so lange sollte er gar nicht mehr warten müssen.

Justus war allein und nutzte die Gelegenheit sich in allen Räumen einmal gründlich umzusehen. Mrs. Cartier war in ihrem Arbeitszimmer, Sigourney wurde hoffentlich gerade von Peter verfolgt und Bob bewachte das Haus. Er konnte sich also frei in allen Räumen bewegen. Bald hatte er sich davon überzeugt, dass niemand außer Lydia Cartier und ihm im Haus war. Ihm war selbst nicht klar, was er eigentlich suchte. Vielleicht gab es irgendwo versteckte Apparaturen, die für die Spukvorfälle verantwortlich gemacht werden konnten. Vielleicht gab es Lautsprecher, die die unheimlichen Geräusche nur vortäuschten. Vielleicht fand er sonst einen Hinweis, der ihn weiterbrachte. Justus musste sich eingestehen, dass er selten so ratlos gewesen war wie jetzt. Die drei ??? hatten schon öfter mit vermeintlichen Spukphänomenen zu tun gehabt, doch jedesmal ließen sich diese rational erklären. Nun aber war er vollkommen ratlos. Er weigerte sich nach wie vor daran zu glauben, dass es sich hier tatsächlich um einen Poltergeist handelte. Wenn er ganz ehrlich zu sich selbst war, musste er sich aber eingestehen, dass diese feste Überzeugung langsam ins Wanken geriet. Natürlich durfte er das vor Bob und Peter nicht zugeben, damit hätte er seinen Ruf als geniales Superhirn, das nur auf seinen Verstand vertraute, sofort verspielt. So konnte er nur hoffen, dass er das nächste Mal, wenn etwas Ungewöhnliches geschah, rechtzeitig am Tatort war, um den Täter zu erwischen. Dann erinnerte er sich daran, dass er erst vor einigen Stunden direkt vor dem wackelnden Tisch gesessen und keinen Täter gesehen hatte. Justus wischte den Gedanken

verärgert beiseite. Er musste sich zusammenreißen und logisch denken, sonst kam er zu keinem Ergebnis.

Justus sah sich gerade im Atelier von Mrs. Cartier um und betrachtete ihre Ölbilder, als er ein lautes Scheppern hörte. Es kam von unten. Blitzschnell lief er hinaus auf den Flur und zur Treppe. Das Scheppern hörte nicht auf, es wurde begleitet von einem lauten Krachen, das klang, als würde ein ganzes Zimmer verwüstet. Justus lief die Treppe hinunter, immer drei Stufen auf einmal nehmend, und hörte gerade noch ein letztes lautes Poltern, als er den Treppenabsatz erreichte. Dann war es still. Unschlüssig sah er sich um. Woher war das Geräusch gekommen? Plötzlich setzte ein dumpfes Pochen ein, das wie Schritte klang. Es kam direkt aus der Wand neben ihm. Justus riss die Tür auf, die ihm am nächsten war, und schaltete das Licht ein. Es war der Abstell- und Vorratsraum. Wie angewurzelt blieb er stehen und starrte hinein. Das Geräusch wurde langsam leiser und nach einem lauten Knall, der wiederum direkt aus der Wand zu kommen schien, war es still.

Justus nahm sein Walkie-Talkie, das er am Gürtel trug, und schaltete es ein. »Erster an Bob«, sagte er leise.

»Was ist, Justus? Ist etwas passiert?«

»Bob, du solltest besser sofort herkommen.«

Gefangen!

Mrs. Cartier kam die Treppe herunter, als Justus Bob die Haustür öffnete. »Was war das? Was ist passiert?«, fragte sie. »Ich hörte ein schreckliches Scheppern direkt unter mir.«

»Das ist passiert«, sagte Justus und wies auf die geöffnete Tür zur Abstellkammer. Mrs. Cartier und Bob näherten sich ihr vorsichtig und spähten in den Raum. Ein absolutes Chaos bot sich ihnen dar: Besen und Schrubber waren umgestürzt, Blech-eimer lagen auf dem Boden, ein Wandregal hatte sich gelöst und war mitsamt seinem Inhalt heruntergekracht. Eingemachte Früchte und Pfützen aus Obstsaft breiteten sich langsam auf dem Holzfußboden aus. Ein anderes Regal, das zuvor noch an der Wand gelehnt hatte, stand nun mitten im Raum.

»Hast du etwas gesehen?«, wollte Bob sofort wissen.

»Nein, nur gehört«, gestand Justus. »Ich war im Atelier, da hörte ich diesen furchtbaren Lärm.«

»Wo waren Sie, Mrs. Cartier?«, fragte Bob weiter.

»In meinem Arbeitszimmer. Es liegt direkt über uns. Ich habe auch nur den Lärm gehört, sonst nichts.«

»Verflixt!«, fluchte Justus und stampfte wütend mit dem Fuß auf dem Boden auf. »Warum bin ich auch immer zur falschen Zeit am falschen Ort!«

»Das ist doch nicht deine Schuld«, versuchte Bob ihn zu beruhigen.

»Wie man es nimmt«, brummte Justus. »Hast du etwas bemerkt?«

Bob schüttelte den Kopf. »Nichts bis auf eine Katze und ein paar Fußgänger.«

Mrs. Cartier seufzte. »Vielleicht solltet ihr euch damit abfinden, dass man Geister nicht beobachten kann«, sagte sie niedergeschlagen. »Ich bin froh, dass euch nichts zugestoßen ist, aber langsam glaube ich, dass ihr mir nicht helfen könnt.

Das soll kein Vorwurf sein, ihr macht eure Arbeit sehr gut,

aber mit detektivischen Leistungen kann man Poltergeistern leider nicht auf die Schliche kommen.«

»Sie sind also wirklich davon überzeugt, dass es sich um einen Geist handelt? Oder um mehrere?«, fragte Justus.

»Mir bleibt doch keine andere Möglichkeit. Wenn ich akzeptieren kann, dass ein Geist in meinem Haus sein Unwesen treibt, weiß ich vielleicht besser damit umzugehen.« Sie betrat den Raum und begann das Regal wieder an die richtige Stelle zu rücken.

»Lassen Sie doch, Mrs. Cartier«, kam Bob ihr zu Hilfe, »wir machen das schon.«

Mrs. Cartier lächelte: »Das ist wirklich sehr nett von euch. Ich bin sehr müde und würde gern schon zu Bett gehen. Ich hoffe nur, dass ich einschlafen kann. Schon in der letzten Nacht habe ich kaum ein Auge zugetan.«

Lydia Cartier verschwand nach oben und Bob und Justus machten sich daran das Chaos ein wenig zu beseitigen. Bob holte Wasser, um die klebrige Soße aus den kaputten Einmachgläsern aufzuwischen. »Ich werde langsam mürbe«, sagte er plötzlich, während er mit dem Putzlappen über den Boden schrubbte und Justus das Regal wieder einräumte. »Wir hatten nun genügend Gelegenheiten zu ermitteln und sind trotzdem noch keinen Schritt weitergekommen.«

»Die gleichen Gedanken hatte ich eben auch«, gab Justus zu. »Vielleicht hat wenigstens Peter Erfolg. Wir müssen langsam Ergebnisse vorweisen, sonst können wir diesen Fall auch vergessen. Am Montag will Mrs. Cartier irgendeinen Wunderheiler oder Wahrsager oder sonst wen aufsuchen, dann sind wir aus dem Rennen.«

»Fällt deinem Superhirn nicht auf die Schnelle eine Theorie ein?«, wollte Bob wissen. »Du bist doch sonst unschlagbar in solchen Dingen.«

»Momentan fällt mir überhaupt nichts ein. Das ist ja das Frustrierende.«

Schweigend fuhren sie fort die Abstellkammer aufzuräumen, was mehr Arbeit war, als sie gedacht hatten. Als Justus fertig war mit Einräumen, half er Bob beim Wischen und ließ sich auf die Knie nieder, um ein paar Glasscherben vom Boden aufzusammeln. Sein Blick fiel unter ein weiteres Lagerregal.

»Seltsam«, murmelte er. »Diese Fußleiste hier ... sie sieht ganz anders aus als die anderen Leisten im Raum.«

»Na und?«, fragte Bob. »Was soll daran denn schon wieder seltsam sein?«

»Dass es gar keine Fußleiste ist, es sieht nur so aus«, konterte Justus.

»Aha«, machte Bob unbeeindruckt. »Und was ist es?«

»Keine Ahnung«, antwortete Justus und berührte die Holzleiste. Er versuchte sie wegzuziehen, doch sie war in der Wand befestigt. Eher zufällig drückte er dagegen. Plötzlich hörten sie ein leises Knarren und ein Teil der holzgetäfelten Wand schwenkte zurück.

»Wow!«, machte Bob und starrte auf die etwa türgroße Öffnung, die sich direkt vor seinen Augen aufgetan hatte. »Eine Geheimtür! Justus! Du bist ein Genie!«

Der Erste Detektiv sah überrascht auf das dunkle Loch in der Wand. »Prinzipiell stimme ich dir ja zu«, meinte er und grinste, »aber in diesem Fall war es wohl eher Zufall, dass ich den Mechanismus entdeckt habe.«

»Wo die Tür wohl hinführt?«, überlegte Bob und steckte vorsichtig seinen Kopf durch die Öffnung. Das Licht der Kammer reichte nicht weit und so konnte er nur etwa zwei Meter weit in einen schmalen Gang hineinsehen. »Ob Mrs. Cartier von dieser Tür weiß?«

»Am besten wir fragen sie morgen danach, jetzt schläft sie vielleicht schon. Ich hole mal eine Taschenlampe, dann gucken wir uns das Ganze ein bisschen genauer an.« Justus verließ den Raum und kehrte schon bald mit einer Lampe zurück. »Du bleibst lieber erst mal draußen, zur Sicherheit«, sagte er und

verschwand in der Öffnung. Der Gang führte nach rechts und war vollkommen kahl. Die Wände waren aus dem gleichen dunklen Stein wie die Außenmauer des Hauses.

Nach drei Metern knickte der Tunnel erneut nach rechts ab und endete an einer Holztür. »Hier ist eine Tür«, rief Justus und versuchte sie zu öffnen. »Allerdings ohne Griff. Vielleicht kann man sie einfach aufschieben.« Er versuchte es.

Bob hörte ihn keuchen und unheimlich hallte das Geräusch von den dunklen Wänden wider. »Ich schaffe es nicht. Hilf mir mal!«, keuchte Justus. »Aber leg am besten etwas zwischen die Wand und die Tür, damit sie nicht zufällt.«

Bob sah sich um, nahm den Besen, der in der Ecke stand, und legte ihn in die Türöffnung. Dann folgte er Justus, der im Schein der Lampe vor der Holztür stand.

»Los, wir versuchen es gemeinsam«, schlug Justus vor und zusammen stemmten sie sich dagegen. Mit einem Ruck gab die Tür nach und flog auf. Dahinter begann eine Wendeltreppe, die nach oben führte. »Aha«, murmelte Justus. »Dann gehen wir mal rauf.«

In diesem Moment hörten sie ein schnarrendes Geräusch, dann einen lauten Knall. Es war noch dunkler geworden. »Die Tür!«, rief Bob erschrocken und lief den Gang zurück, doch die Geheimtür war nicht mehr da. Zumindest sah er sie nicht, weil sie geschlossen war.

Justus erreichte ihn. »Du solltest doch etwas dazwischenlegen!«, herrschte er Bob an.

»Habe ich doch!«, verteidigte sich Bob. »Aber der Besen ist weg! Na ja, keine Panik, wir werden die Tür schon wieder aufkriegen.« Doch er täuschte sich. Selbst mit vereinten Kräften gelang es den beiden nicht, die Geheimtür zu öffnen. Auch einen Mechanismus wie auf der anderen Seite konnten sie nicht finden.

»Klasse«, meinte Justus. »Dann nehmen wir eben die andere Richtung.« Sie gingen zurück und erklommen die Wendeltreppe.

pe, die nach etwa einem Stockwerk Höhe an einer Luke in der Decke endete. Sie stemmten sich gegen die Luke, doch auch sie rührte sich nicht einen Zentimeter.

»Und jetzt?«, fragte Bob.

»Jetzt«, antwortete Justus, »machen wir Lärm«. Sie hämmerten gegen die Luke und riefen so laut sie konnten um Hilfe.

»Wir müssen direkt unter Mrs. Cartiers Arbeitszimmer sein«, sagte Justus zwischendurch keuchend. »Vielleicht hört sie uns.« Doch auch nachdem sie zwei Minuten lang ununterbrochen Lärm geschlagen hatten, rührte sich über ihnen nichts.

»Sie hört uns nicht«, stöhnte Bob. »Die Falltür scheint sehr dick zu sein. Und die Mauern auch. Es hilft nichts. Wir sind gefangen.«

Es dauerte eine Stunde, bis Sigourney das Haus wieder verließ. Peter hatte gerade schon aufgeben und zurückfahren wollen, als die junge Frau in der Haustür erschien. Ihre blonden Haare trug sie nun offen. Sie hatte sich umgezogen und sah in dem schicken, kurzen Rock und dem dunklen Blazer gar nicht mehr wie ein stilles, verschüchtertes Mauerblümchen aus. Peter hätte sie fast nicht wieder erkannt. Sie stieg in ihren Wagen und fuhr los, Peter hinterher.

Die Fahrt ging zurück in die Innenstadt von Rocky Beach. Vor dem Hotel »Savoy« hielt Sigourney und stieg aus. Peter wartete fünf Minuten, dann verließ er ebenfalls den Wagen und ging hinterher. Er hatte überlegt, ob er sich tarnen sollte, falls Sigourney noch in der Eingangshalle war. Doch dann beschloss er sich eine Ausrede einfallen zu lassen, falls er ihr begegnen sollte. Er betrat das Foyer, das bis auf eine junge Frau hinter der Rezeption leer war. Auch in der nebenan liegenden Bar waren nur drei Leute, wie Peter mit einem raschen Blick feststellte. Das Hotel war nicht sehr groß. Er sah sich um, Sigourney war nirgends zu entdecken. Entschlossen ging Peter auf die Dame an der Rezeption zu.

»Guten Abend, ich suche eine Freundin von mir. Sie muss eben das Hotel betreten haben. Sie ist klein, hat lange, blonde Haare.«

»Ja, die junge Frau habe ich gesehen«, sagte die Dame. »Sie ging zum Aufzug.«

»Hat sie gesagt, wohin sie wollte?«, fragte Peter weiter.

»Nein, sie schien den Weg zu kennen«, war die Auskunft.

»Hm. Danke«, murmelte er und verließ das Hotel. Er hätte Sigourney suchen können, doch sie war bestimmt in einem der Zimmer verschwunden, um jemanden zu treffen. Eine Suche hätte also nicht viel Sinn gehabt. Peter überlegte, was er nun tun sollte. Vielleicht besuchte Sigourney nur einen Bekannten, der gerade in der Stadt war, und möglicherweise blieb sie Stunden in dem Hotel. Aber vielleicht hatte ihr Besuch im »Savoy« etwas mit dem Spuk zu tun. Peter dachte daran über das Walkie-Talkie einen Rat von Justus einzuholen. Doch die Reichweite war nicht groß genug, er konnte Bob und Justus von hier aus vermutlich nicht erreichen. Er sah auf die Uhr. Es war fast elf. Peter beschloss bis Mitternacht vor dem Hotel zu warten. Wenn Sigourney bis dahin nicht wieder herausgekommen war, würde er zurück zu Mrs. Cartier fahren. Er stieg in seinen Wagen und probierte dann doch das Funksprechgerät aus. Wie erwartet blieb es still. Ob seine Freunde auch gerade einem so langweiligen Job nachgingen?

Gehirnzellengymnastik

Die Dunkelheit war vollkommen, die Stille ebenfalls. Nur die gleichmäßigen Atemzüge des anderen waren zu hören. Justus war beklommen zumute. Eigentlich hatte er keine Angst vor der Dunkelheit, aber dies war wirklich absolute Schwärze, er sah nicht einmal die Hand vor Augen. Sicher, sie hatten noch die Taschenlampe, doch Justus hielt es wegen der Batterien für besser die Lampe so lange auszuschalten, bis sie sie wirklich brauchten. Jetzt bereute er seine Entscheidung fast. Ein bisschen Licht hätte ihm jetzt gut getan. Nach und nach vergaß er die Dimensionen dieses Raumes, er wusste nicht mehr, ob die Wand nun direkt neben ihm war oder ob noch zehn Meter Luft dazwischen lagen. Oder hundert. Er verscheuchte diese beängstigenden Gedanken und wandte sich an Bob, der neben ihm auf der Treppe saß. »Und du bist wirklich sicher, dass du einen Besen in die Tür gelegt hast?«

»Ja doch, hundertprozentig sicher. Jemand muss ihn weggenommen und die Tür zugeschlagen haben. Dummerweise lässt sie sich offenbar nur von außen öffnen, genauso wie die blöde Falltür über uns.«

»Aber wer soll den Besen weggenommen haben? Es war doch niemand im Haus.«

»Außer Mrs. Cartier. Vielleicht war sie es ja und wollte uns ein bisschen Angst einjagen.« Bob lachte leise auf, obwohl ihm gar nicht nach Lachen zumute war.

»Daran habe ich auch schon gedacht«, sagte Justus ganz ernst.

»Ich kann dein Gesicht leider nicht sehen«, sagte Bob. »Kannst du mir sagen, ob du gerade grinst?«

»Ich grinse nicht. Ich meine das vollkommen ernst.«

»Du glaubst also, Mrs. Carter steckt hinter der ganzen Angelegenheit?«

»Es ist nur so eine Vermutung. Aber im Moment erscheint

sie mir nicht unwahrscheinlich.«

»Du spinnst«, meinte Bob. »Warum sollte sie uns hier einsperren?«

»Keine Ahnung. Aber wer soll es sonst gewesen sein? Es ist ja niemand im Haus«, antwortete Justus.

»Und was würdest du sagen«, begann Bob zögernd, »wenn es nun wirklich ein Geist war?«

»Fang nicht schon wieder damit an«, ermahnte Justus ihn.

»Du weißt, was ich davon halte.«

»Hast du eine bessere Erklärung?«

»Noch nicht so ganz. Aber wir können versuchen, eine zu finden«, schlug der Erste Detektiv vor. »Schade, dass wir nichts zu schreiben haben, sonst könnten wir jetzt die Fakten notieren, um sie zu ordnen.«

»Wir könnten sowieso nichts sehen«, meinte Bob. »Außerdem ist mir ohnehin nicht nach Rätselraten. Ich will erst mal hier raus.«

»Aber wir haben doch schon alles versucht«, sagte Justus. »Die Türen können wir weder öffnen noch einschlagen. Und hören tut uns auch niemand, also müssen wir warten, bis uns jemand befreit.«

»Und wer soll das sein?«

»Entweder Peter oder Mrs. Cartier.«

»Und wie sollten die beiden uns hier finden?«, fragte Bob zweifelnd.

»Wir machen noch einmal Lärm«, schlug Justus vor. »Mrs. Cartier hat uns vermutlich nur deshalb nicht gehört, weil sie schon schläft und am anderen Ende des Hauses ist. Aber spätestens morgen Früh wird sie in ihr Arbeitszimmer gehen und dann wird sie uns hören. Außerdem haben wir noch die Walkie-Talkies. Ich jedenfalls.« Er klopfte an seinen Gürtel, um sich davon zu überzeugen, dass das Gerät noch dort hing.

»Ich habe mit Peter vereinbart, dass er statt zu klingeln das Funkgerät benutzt, wenn er von seiner Verfolgung zurück-

kommt. Durch die dicken Wände muss er zwar unmittelbar vor dem Haus stehen, um mit uns Kontakt aufzunehmen, aber das reicht ja. Wir können ihn dann hierher lotsen. Ich hoffe nur, er meldet sich bald mal. Aber bis dahin können wir die Zeit nutzen und uns ein paar Theorien zurechtlegen.«

»Na, du hast Nerven«, murkte Bob. »Wir werden vom Poltergeist eingesperrt und du übst dich schon wieder in Gehirnzellengymnastik.«

Justus ging nicht weiter darauf ein. »Wir müssen uns überlegen, was genau bisher passiert ist und wer oder was dafür verantwortlich gewesen sein könnte. Nehmen wir erst mal nur die Fälle, bei denen wir dabei waren. Da wäre zunächst das rumpelnde Geräusch aus dem Arbeitszimmer, als wir mit Mrs. Cartier Tee tranken. Offenbar wurde die Truhe verschoben. Das hätte leicht Sigourney gewesen sein können.«

»Stimmt. Aber was ist mit dem Spuk in Mrs. Cartiers Schlafzimmer in der letzten Nacht? Das war sicher nicht Sigourney. Oder traust du ihr zu die Hauswand emporzuklettern und das Schlafzimmer zu verwüsten, immer in der Gefahr von Mrs. Cartier entdeckt zu werden? Immerhin lag die direkt daneben und hat nur zu spät das Licht eingeschaltet.«

»Unmöglich ist auch das nicht. Sie ist recht klein und drahtig und könnte schon eine gute Kletterin abgeben, wenn man sie sich in anderer Kleidung vorstellt.«

»Aber warum sollte sie dann ausgerechnet Mrs. Cartiers Schlafzimmer nehmen? Um etwas Spuk zu veranstalten, hätte sie hundert andere Möglichkeiten, so gut wie sie sich im Haus auskennt«, überlegte Bob.

»Stimmt. Gehen wir also zumindest in diesem Fall davon aus, dass es nicht Sigourney war. Dann könnte es noch Mrs. Cartier selbst gewesen sein.«

»Theoretisch ja. Aber warum sollte sie ihr eigenes Schlafzimmer in ein Schlachtfeld verwandeln? Das ergibt doch keinen Sinn.«

»Vielleicht um sich wichtig zu machen«, mutmaßte Justus. »Sie ist möglicherweise einsam und möchte Menschen um sich herum haben und inszeniert deshalb diese Spukgeschichte.«

Bob hätte seinem Freund jetzt gerne einen vorwurfsvollen Blick zugeworfen, doch es war ja stockfinster. Also versuchte er seine Missbilligung in seine Stimme zu legen. »Das ist nun wirklich etwas fadenscheinig. Erstens macht Mrs. Cartier auf mich nicht den Eindruck einer einsamen, alten Frau, zweitens müsste sie schon eine sehr gute Schauspielerin sein, um ihren Schrecken so gekonnt darzustellen, und drittens erklärt das auch nicht den Fall mit der verschobenen Truhe. Schließlich war sie da bei uns.«

»War ja auch nur eine Theorie«, verteidigte sich Justus. »Machen wir mal weiter. Was ist mit heute Nachmittag? Der wackelnde Tisch?«

»Da kommen weder Sigourney noch Mrs. Cartier in Frage«, meinte Bob. »Schließlich waren beide dabei.«

»Ja, aber Sigourney betrat das Esszimmer gerade erst. Vielleicht hatte ihre Anwesenheit etwas damit zu tun.«

»Was denn?«, wollte Bob wissen.

»Keine Ahnung.«

»Und was ist mit der herumfliegenden Tasse, die fast an deinem Dickschädel zerschellt wäre. Sigourney war direkt neben uns und Mrs. Cartier in einem anderen Raum. Dann haben wir noch die verwüstete Abstellkammer und die Tatsache, dass wir hier nun gefangen sind. Auch hier kommen die beiden nicht in Frage. Es muss also doch ein Fremder gewesen sein. Oder ein Geist.«

»Aber ich habe das ganze Haus abgesucht, unmittelbar bevor ich den Lärm in der Kammer gehört habe. Es ist kein Fremder im Haus. Und auch kein Geist.«

»Na toll«, seufzte Bob. »Dann haben wir also vier mögliche Verdächtige: Sigourney, Mrs. Cartier, einen noch Unbekannten und einen Geist. Und alle vier sind sehr unwahrscheinlich. Wir

sind also wieder am Anfang.«

Darauf wusste Justus nichts mehr zu sagen. Er war sich sicher, dass ihm nur eine winzige Information fehlte oder dass er etwas Wichtiges übersehen hatte. Er kam aber nicht darauf, was das sein könnte. Während er noch überlegte, vernahm er plötzlich ein leises, pochendes Geräusch. Er sah auf, doch vor ihm war immer noch absolute Schwärze. »Hast du das auch gehört?«, fragte er Bob.

Der nickte, doch dann fiel ihm ein, dass Justus das ja nicht sehen konnte. »Ja«, sagte er leise. »Was war das?«

Sie lauschten und das Pochen wiederholte sich. »Da ist jemand«, vermutete Justus. »Los, wir schlagen noch mal Lärm.« Sie kletterten die Treppe hinauf, hämmerten gegen die hölzerne Falltür über ihnen und schrien so laut sie konnten. Dann verstummten sie und lauschten angestrengt.

Das Geräusch erklang diesmal lauter. Wieder hämmerten sie gegen die Falltür und plötzlich pochte es direkt über ihnen. Erschrocken wichen sie zurück. »Hallo?«, rief Justus, doch niemand antwortete. Stattdessen pochte es weiter.

»Just!«, flüsterte Bob. »Das ist weder Peter noch Mrs. Cartier.

Das ist ...«, ein lautes Hämmern unterbrach ihn, »... der Poltergeist!«

Plötzlich war es still. Justus und Bob hielten den Atem an. Es hatte aufgehört. Sie warteten. Erst nach einer Minute atmete Bob aus. Genau in diesem Moment erklang das Pochen direkt neben ihm. Bob zuckte zusammen. Das Geräusch war so laut, als käme es aus der Wand selbst. Unheimlich hallte es in ihrem steinernen Gefängnis wider. »Mach Licht!«, bat Bob.

Der Erste Detektiv tat nichts lieber als das. Er schaltete die Taschenlampe ein, die ihn im ersten Moment blendete, dann aber beruhigte ihn das Licht ungemein. Er leuchtete die Wände ab. Es war nichts zu sehen, obwohl das Pochen anhielt. Er sah Bobs kalkweißes Gesicht, doch vermutlich sah er selbst nicht

besser aus. »Ich will hier raus«, hörte er sich sagen.

»Ich auch.« Wie auf Kommando rannten die beiden die Treppe hinunter. Mit aller Kraft warfen sie sich gegen die Tür. Sie hielt. Trotzdem versuchten sie es erneut. So mussten sie wenigstens dieses Grauen erregende Pochen nicht mehr hören.

»Verdammt!«, keuchte Bob nach einer Weile. »Es hat keinen Zweck!« Er lauschte. Die Geräusche hatten aufgehört. Doch Bob traute dem Frieden nicht.

Er sah zu Justus hinüber. Sein Freund sah ziemlich mitgenommen aus. »Vielleicht ist es ja doch ein Geist«, murmelte der Erste Detektiv. »Wer oder was sonst könnte Geräusche machen, die direkt aus der Wand kommen?«

Bob sah ihn groß an. »Justus! Was ist aus deinen eisernen Prinzipien geworden?«

»Die sind mir jetzt egal. Vielleicht will der Geist mich durch seinen Schabernack ja nur davon überzeugen, dass es ihn gibt, und lässt uns dann in Ruhe. Okay, meinetwegen glaube ich daran. Solange wir hier nur herauskommen.«

In diesem Moment hörten sie ein seltsames Rauschen. Dann erklang eine Stimme direkt neben Justus. Er wirbelte herum.

Ein Poltergeistesblitz

Peter hatte das Warten langsam satt. Es war kurz vor Mitternacht und er überlegte, ob er nicht jetzt schon fahren sollte. In den paar Minuten würde wahrscheinlich ohnehin nichts mehr passieren. Dann sah er plötzlich Sigourney im Eingang zum Hotel auftauchen. Sie ging zügig auf ihr geparktes Auto zu, stieg ein und fuhr los. Peter hoffte, die Frau an der Rezeption hatte Sigourney nicht gesagt, dass er da gewesen war. Er ließ seinen MG an und wieder verfolgte er Sigourney durch Rocky Beach. Bald wurde ihm klar, wohin sie fuhr: zurück nach Hause. Tatsächlich hielt sie vor ihrem Haus, stieg aus und verschwand in der Tür.

»Toll«, brummte Peter. »Sie hat sich mit einem Freund im Hotel getroffen und ist wieder nach Hause gefahren. Justus wird begeistert sein von dieser sehr ergiebigen Beschattung.«

Wütend, den Samstagabend mit sinnloser Warterei verbracht zu haben, fuhr er zurück zu Mrs. Cartier. Ein Blick auf seine Tankanzeige machte ihn noch wütender. Jetzt hatte er auch noch eine Menge Benzin verfahren, dabei war in seiner Kasse ohnehin schon seit geraumer Zeit Dauerebbe!

Als er das große, dunkle Haus von Lydia Cartier erreicht hatte, stieg er aus und nahm sein Funkgerät zur Hand. Er schaltete das Gerät ein und sprach in das Mikrofon: »Peter an Justus und Bob, bitte kommen!«

»Das Walkie-Talkie«, rief Justus erleichtert, als er bemerkt hatte, dass die Stimme aus dem Lautsprecher seines Funkgerätes gekommen war. »Endlich! Ich dachte schon ...« Er behielt für sich, was er dachte, und zückte das Walkie-Talkie. »Justus an Peter, endlich! Wir befürchteten schon, du kommst nie mehr. Wir stecken in der Klemme.«

»Was ist passiert?«, wollte Peter wissen.

»Wir haben einen Geheimgang entdeckt und sind nun darin

gefangen. Du musst uns hier herausholen!«

»Geheimgang? Wo?«

»Geh erst mal ins Haus«, sagte Justus. »Dann erklären wir dir alles. Aber ich glaube, es hat keinen Zweck zu klingeln. Mrs. Cartier hat uns nicht gehört, dann wird sie dich auch nicht hören. Entweder sie schläft tief und fest, sie hat Watte in den Ohren oder sie will uns ganz einfach nicht hören. Hast du dein schwarzes Etui dabei?«

»Immer!«, tönte es aus dem Lautsprecher.

»Dann geh am besten durch den Garten und versuch die Hintertür zu knacken«, gab Justus Anweisungen.

»Alles klar. Bis später.«

Bob atmete auf. »Das wurde aber auch Zeit«, fand er. »Meinst du, Peter schafft es?«

»Hast du ihn jemals versagen sehen?«, entgegnete Justus.

Es dauerte eine Weile, dann erklang Peters Stimme erneut aus dem Walkie-Talkie. »Ich bin drinnen. Wo seid ihr?«

»In der Abstellkammer«, erklärte Justus. »Beziehungsweise dahinter.«

»Da bin ich aber mal gespannt«, meinte Peter und wieder dauerte es ein paar Sekunden, bevor er sich meldete. »Wo seid ihr?«, hörten sie die Stimme des Zweiten Detektivs durch die dicke Wand nahe der Geheimtür.

»Hier!«, riefen Justus und Bob gleichzeitig und hämmerten gegen die Tür. »An der rechten Wand ist unter dem Regal eine merkwürdig aussehende Fußleiste. Du musst dagegen drücken!«

Einen Augenblick später schwang die Tür nach innen auf und Justus und Bob waren befreit. »Endlich!«, stöhnte Bob. »Peter, du hast bei mir was gut.« Sie kletterten aus dem Geheimgang und atmeten erst mal tief durch.

Peter sah nur erstaunt von einem zum anderen. »Wie seid ihr überhaupt da hineingekommen? Und was ist das eigentlich? Ein Geheimgang?« Neugierig steckte er seinen Kopf durch die

Öffnung.

»Lass es besser«, warnte Justus. »Sonst sperrt der Poltergeist dich gleich auch noch ein.«

Sie setzten sich in das Gästezimmer und berichteten sich gegenseitig, was sie erlebt hatten. Peter hörte staunend zu und war insgeheim dann doch sehr froh, unterwegs gewesen zu sein. Er wusste nicht, wie er sich in dieser Situation verhalten hätte. »Meint ihr nicht, wir sollten Mrs. Cartier wecken und ihr Bescheid sagen?«, fragte er, nachdem sie geendet hatten.

»Wozu?«, wollte Justus wissen. »Entweder sie schläft friedlich, dann ist das nicht nötig. Oder sie war diejenige, die uns eingesperrt hat. Daher sollten wir ihr diesen Vorfall vielleicht ganz verschweigen. Sie würde morgen erstaunt sein, wenn wir ihr nichts zu berichten haben.«

»Wenn du meinst«, sagte Peter. »Aber was machen wir heute Nacht noch? Wir kommen ja hier nicht weiter und ich weiß auch nicht, was wir noch unternehmen könnten. Wir haben ja nicht einmal eine Spur, die wir verfolgen können.«

»Ehrlich gesagt bin ich fertig«, sagte Bob. »Die letzte Nacht war schon sehr kurz für uns und die Stunden in dem dunklen Geheimgang haben mich ganz schön mitgenommen. Ich hätte nichts dagegen, wenn wir den Geist Geist sein lassen und uns aufs Ohr legen. Ich kann einfach nicht mehr.«

Justus nickte. »Ich muss dir zustimmen. Wenn etwas passiert, werden wir vermutlich ohnehin wach. Und momentan hat mein Denkapparat ein paar Funktionsstörungen.«

»Das muss ich mir rot in meinem Kalender anstreichen. Funktionsstörungen in Justus' Gehirn«, feixte Peter.

Justus schnitt eine Grimasse. »Bevor wir uns hinlegen, können wir uns aber noch einmal in Mrs. Cartiers Arbeitszimmer umsehen. Ich möchte wenigstens wissen, wohin die Geheimtreppe führt.«

Sie gingen leise ins obere Stockwerk, betraten den Raum und sahen sich um. Bob ging zielstrebig auf die schwere Holztruhe

zu. »Ich tippe auf dieses Ding«, sagte er. »Fasst mal mit an, ich will nicht zu viel Lärm machen.« Sie hoben die Kiste an und trugen sie zur Seite. Darunter war normaler Holzfußboden, doch als sie genauer hinsahen, entdeckten sie kaum wahrnehmbare Rillen im Holz, die sich als Begrenzung der Falltür entpuppten. Es gab aber keinen Griff, um die Tür anzuheben.

»Es muss einen versteckten Mechanismus geben, ähnlich wie unten«, vermutete Bob. »Seht euch mal um.« Sie traten gegen die Holzleisten, doch nichts tat sich. Dann probierten sie andere Möglichkeiten aus, drückten gegen die Holzpaneelen an der verkleideten Wand, untersuchten die stuckverzierte Decke und nahmen die vielen Bücherregale genau unter die Lupe. Bob hob die große Ahnentafel von der Wand über dem Schreibtisch. »Aha!«, rief er. Unter der Tafel befand sich eine Paneele, die etwas herausragte. Er drückte darauf und kaum hörbar schwang die Falltür nach oben auf. »Gut versteckt. Aber natürlich nicht gut genug für die drei ???.« Er grinste.

»Damit ist also klar, dass jemand vom Arbeitszimmer aus nach unten in die Abstellkammer gegangen sein könnte, um dort das Chaos zu veranstalten, ohne dass ich es mitbekommen habe«, sagte Justus. »Mrs. Cartier war im Arbeitszimmer, als die Kammer verwüstet wurde. Doch das ist natürlich kein Beweis dafür, dass sie es getan hat. Vielleicht gibt es noch mehrere Geheimgänge hier im Haus. Wir sollten morgen einmal jeden Raum nach ähnlichen Mechanismen abklappern, denn dann wäre es doch möglich, dass sich ein Fremder im Haus bewegt, ohne dass wir es merken. Aber das hat alles Zeit bis morgen.« Er gähnte. »Ich bin reif fürs Bett.« Justus ging zur Falltür und schloss sie wieder, dann hängte er die Tafel mit dem Stammbaum der Familie Cartier zurück an die Wand. Er warf einen kurzen Blick darauf und runzelte für einen Moment die Stirn. Doch als er merkte, dass die beiden anderen den Raum schon verlassen hatten, folgte er ihnen schnell.

Justus wurde unsanft geweckt. Jemand rüttelte ihn. Er schlug die Augen auf und sah in Peters Gesicht. Er wirkte aufgeregt. »Just!«, flüsterte er. »Wach auf! Die Geräusche haben wieder angefangen!« Mit einem Mal war Justus hellwach. Jetzt hörte er es auch. Ein dumpfes Klopfen dröhnte aus den Wänden. Er richtete sich auf. Auch Bob war schon wach und stand neben dem Bett. Beide waren bereits fertig angezogen, worüber sich Justus wunderte, doch er hatte keine Gelegenheit nachzufragen. In diesem Moment erschütterte ein gewaltiger Knall das Haus, so laut, dass der Boden erzitterte. Justus schwang sich aus dem Bett.

»Woher kommt das?«, fragte er, doch die beiden anderen waren ratlos.

»Von überall her«, flüsterte Peter. Wieder erbebt das ganze Haus und das Poltern setzte sich nun rhythmisch fort. »Der Poltergeist scheint ziemlich sauer zu sein.«

»Los!«, entschied Justus. »Wir müssen herausfinden, wo das Geräusch seinen Ursprung hat!« Er ging entschlossen auf die Tür zu, öffnete sie und wollte gerade hinaustreten, als sie mit einem schnellen Ruck direkt vor seiner Nase wieder ins Schloss fiel. Er rüttelte an die Klinke. Die Tür ließ sich nicht wieder öffnen. »He!«, rief er. »Was soll das? Peter, Bob, helft mir!« Die beiden liefen herbei und gemeinsam warfen sie sich gegen die Tür. Die gab keinen Zentimeter nach.

Geistesgegenwärtig griff Peter nach seinem Dietrichetui und machte sich an dem Schloss zu schaffen. Nach ein paar Augenblicken sagte er verblüfft: »Die Tür ist gar nicht verschlossen! Sie lässt sich nur nicht öffnen!«

»Das Fenster!«, entschied Bob und wollte quer durch den Raum laufen. Plötzlich bewegte sich das Bett, in dem er eben noch gelegen hatte, wie von selbst und schob sich blitzschnell unter das Fenster. Er schien vor Schreck zu erstarren. »Was ...«, begann er. In diesem Moment fiel ein Bild von der Wand, das Glas des Rahmens zersprang in tausend Scherben. Das

andere Bett setzte sich in Bewegung und steuerte direkt auf ihn zu, als würde es auf Rollen von jemandem geschoben.

Bob schrie auf und sprang zur Seite, um dem angreifenden Bett zu entkommen. Es prallte gegen die Wand.

»Bob!«, rief Justus. »Was ist das?« Die Glasscherben des kaputten Bilderrahmens bewegten sich, als wären sie lebendig, dann erhoben sich zwei von ihnen in die Luft und schossen auf Justus zu. Er konnte sich gerade noch zu Boden werfen, um nicht von ihnen aufgespießt zu werden. Als er wieder aufsaß, wirbelte die gesamte Zimmereinrichtung durch die Luft. Das dritte Bett drehte sich wie ein Kreisel auf dem Boden. Bob und Peter schrien und liefen auf der Flucht vor dem Mobiliar wild durch den ganzen Raum.

Das dritte Bett? schoss es Justus durch den Kopf. Aber es gab in diesem Raum doch nur zwei Betten! »Justus!«, rief eine bekannte Stimme. Es war Tante Mathilda. Sie klebte an der Decke und winkte ihm zu. Justus' Gedanken überschlugen sich. Drei Betten? Herumfliegende Möbel? Tante Mathilda? Das mußte ...

»... ein Traum sein«, murmelte er und erwachte. Er riss die Augen auf und fand sich auf dem Fußboden wieder. War er aus dem Bett gefallen? Doch dann erinnerte er sich, dass Bob und Peter die Betten genommen und er sich ein Lager auf dem Boden eingerichtet hatte. Zwei Betten, stellte er zufrieden fest. Und keine Tante Mathilda an der Decke. Er atmete erleichtert auf und sah aus dem Fenster. Ein heller, runder Mond schien herein. »Vollmond«, murmelte Justus und kratzte sich am Kopf. »Kein Wunder.«

»Was?«, kam eine verschlafene Stimme aus dem Bett. Es war Peter. »Hast du was gesagt?«

»Nein. Schlaf weiter.«

Am nächsten Morgen saßen sie gemeinsam beim Frühstück mit Mrs. Cartier. Sigourney brachte den Tee.

»Ich war so müde gestern abend«, sagte Lydia Cartier, »ich habe mir extra Watte in die Ohren gesteckt und eine Schlaftablette genommen, damit ich endlich einmal richtig durchschlafen konnte. Ich habe auch nichts um mich herum mitbekommen. Ist euch denn etwas passiert?«

Justus schüttelte den Kopf. »Es war eine ruhige Nacht.« Er sah Mrs. Cartier scharf in die Augen und glaubte, eine kleine Unsicherheit darin zu entdecken, doch er konnte sich auch getäuscht haben. »Aber wir haben etwas entdeckt. Beim Aufräumen in der Abstellkammer fanden wir zufällig eine Geheimtür, die zu Ihrem Arbeitszimmer führt. Wussten Sie davon?«

Mrs. Cartier war einen Moment lang überrascht. »Der Geheimgang! Natürlich, daran habe ich seit Jahren nicht gedacht. Als mein Mann dieses Haus kaufte, ließ er es von oben bis unten renovieren. Dabei entdeckte er, dass die Außenmauer extrem dick war, und beschloss, einen Geheimgang zu bauen. Ich habe damals nie so ganz verstanden, warum er das tat, aber er sagte, das sei für ihn die Verwirklichung eines Kindheitstraumes. Wir haben ihn allerdings nie benutzt, wozu auch, und so geriet er in Vergessenheit. Ich habe wirklich seit Jahren nicht an die verborgene Tür gedacht. Und die habt ihr entdeckt?«

Justus nickte. »Durch Zufall. Es steckt ein sehr ausgeklügeltes System dahinter, man kann nämlich beide Türen nicht von innen öffnen.« Wieder beobachtete er Mrs. Cartier genau, doch die hatte entweder nichts zu verbergen oder sie ließ sich nichts anmerken.

»Richtig«, erinnerte sie sich. »Die Falltür kann nur vom Arbeitszimmer aus geöffnet werden, die untere Tür sowohl von der Abstellkammer als auch vom Arbeitszimmer aus.«

»Das hatten wir gar nicht bemerkt«, sagte Justus. »Man kann also den Gang von oben nach unten benutzen, andersherum aber nicht.« Mrs. Cartier nickte. »Gibt es noch andere Geheimgänge im Haus? Oder versteckte Türen?«

»Nein.« Sie lächelte. »Jedenfalls nicht dass ich wüsste.« Dann wurde sie wieder ernst. »Ihr habt also nichts herausfinden können?«, fragte sie. »Ihr spracht gestern Abend von besonderen Maßnahmen, die ihr vornehmen wolltet.«

Justus schüttelte bedauernd den Kopf. »Leider nicht. Aber wir müssen noch einige Theorien besprechen. Eventuell kommen wir heute Nachmittag noch einmal vorbei.«

Mrs. Cartier nickte. »Wie ihr wollt. Aber morgen werde ich mich an jemanden wenden, der mit übersinnlichen Dingen Erfahrung hat. Seid mir nicht böse, aber so kann es nicht weitergehen.«

Nach dem Frühstück verabschiedeten sich die drei ??? von Mrs. Cartier und fuhren zur Zentrale.

»Den Fall sind wir wohl auch los«, murmelte Peter niedergeschlagen. »Wir haben keinen einzigen Fortschritt gemacht.«

»Das würde ich nicht sagen«, widersprach Justus. »Ich bin mir ziemlich sicher, dass Mrs. Cartier etwas zu verbergen hat. Ist euch aufgefallen, wie wichtig es ihr war uns mitzuteilen, wie tief sie geschlafen hatte? Als hätte sie sich dafür rechtfertigen wollen, dass sie unser Rufen und Klopfen nicht gehört hat, als wir eingesperrt waren, obwohl sie davon gar nichts wusste.«

»Stimmt«, sagte Bob. »Außerdem stellte sie eine seltsame Frage. Sie sagte: ›Ist euch denn etwas passiert?‹ Als hätte sie bereits gewusst, dass etwas passiert ist, sonst hätte sie die Frage anders formuliert. Aber leider ist das kein Beweis. Wir haben ja nicht einmal eine Theorie, die wir beweisen wollen. Wir tapfen völlig im Dunkeln. Denn dass Mrs. Cartier nur Aufmerksamkeit sucht, kann auch nicht stimmen. Dann würde sie uns nicht so schnell wieder entlassen.«

Justus nickte. »Das ist ja das Vertrackte. Aber irgendetwas ist da faul, da bin ich mir sicher.«

»Ach, was du nicht sagst«, sagte Peter. »Ich finde es auch ziemlich faul, wenn es in einem Haus spukt. Wie dem auch sei,

ich muss jetzt nach Hause. Meine Mutter wird sich ohnehin beschweren, da sie mich nun schon seit zwei Tagen nicht mehr gesehen hat. Ganz zu schweigen von Kelly.«

»Ist sie noch sauer wegen Tante Elenor?«, wollte Bob wissen.

Peter zuckte die Schultern. »Wird sich schon wieder einrenken. Also, ich verschwinde dann mal. Ruft an, wenn es etwas Neues gibt.«

Auch Bob verabschiedete sich bald, er musste noch für seinen Erdkundetest lernen. Justus blieb alleine in der noch immer unaufgeräumten Zentrale zurück und knetete seine Unterlippe. Irgendetwas nagte die ganze Zeit an seinem Unterbewusstsein. Etwas stimmte nicht. Seit gestern Abend hatte er das Gefühl, etwas Wichtiges zu übersehen. Er hatte einen entscheidenden Hinweis erhalten, der sich nun irgendwo in seinem Gedächtnis vergraben hatte. Justus wusste nicht, wo er diesen Hinweis suchen sollte.

Es klopfte an der Tür. Tante Mathilda kam herein. »Hallo, Justus. Schön dich mal wieder zu sehen. Arbeitet ihr gerade wieder an einem aufregenden Fall oder warum bist du ständig unterwegs?«

Justus nickte. »So ist es. Und es ist mal wieder sehr knifflig.«

»Wenn du irgendwelche Fragen hast, wende dich vertrauensvoll an mich.« Sie lächelte. »Heute habe ich übrigens einen schönen Anruf bekommen. Hope, eine alte Freundin von mir, hat sich seit langer Zeit mal wieder bei mir gemeldet! Sie war ein Jahr lang in Europa und hat dort gearbeitet, in Frankreich. Nächste Woche will sie mich besuchen.«

»Wie schön«, murmelte Justus abwesend. Dann sah er plötzlich auf. »Was hast du gesagt?«

Er erntete einen vorwurfsvollen Blick. »Wenn du in Grübeleien versunken bist, kann die Welt untergehen und du würdest nichts davon merken, was? Ich sagte, dass Hope mich angerufen hat und ...«

»In Frankreich?«, unterbrach Justus seine Tante. Sie nickte nur stumm. Justus sprang auf. Er ging auf seine Tante zu und drückte ihr einen dicken Schmatzer auf die Wange. »Tante Mathilda, du bist genial!«, sagte er und drängelte sich an ihr vorbei. »Ich muss mal kurz weg!«, rief er ihr noch zu, dann war er schon bei seinem Fahrrad, schwang sich auf den Sattel und fuhr los. Tante Mathilda sah ihm verwundert nach und schüttelte langsam den Kopf.

Justus radelte wie ein Besessener. Er hätte Bob oder Peter anrufen können, doch er wollte seinen Verdacht erst selbst überprüfen. Er hätte auch Onkel Titus bitten können ihm seinen Lastwagen zu leihen, doch das dauerte ihm zu lange. Es war zwar ein gutes Stück bis zu Mrs. Cartiers Haus, aber ein bisschen Bewegung konnte ihm nicht schaden.

Keuchend und nassgeschwitzt kam er bei Mrs. Cartier an und überlegte, dass er wirklich mehr für seine Kondition tun sollte. Er war froh, dass Peter und Bob ihn jetzt nicht sahen, sie hätten ihn wegen seiner Unsportlichkeit nur wieder aufgezogen. Er klingelte und einen Augenblick später öffnete ihm Sigourney. Sie sah überrascht aus. »Ja?«, fragte sie.

»Mir ist noch etwas eingefallen«, sagte Justus schnell. »Ich würde mich gerne noch einmal rasch in Mrs. Cartiers Arbeitszimmer umsehen.«

»Mrs. Cartier hat sich gerade hingelegt«, antwortete Sigourney.

Seltsam, dachte Justus, da sie doch angeblich die ganze Nacht tief und fest geschlafen hat. »Sie hat bestimmt nichts dagegen«, sagte er knapp und drängelte sich an Sigourney vorbei ins Haus. Ohne eine Erwiderung abzuwarten, ging er die Treppe hinauf nach oben. Das Arbeitszimmer war so, wie sie es am Abend zuvor verlassen hatten. Schnurstracks ging Justus auf den Schreibtisch zu und sah sich den Familienstammbaum an, der den geheimen Öffnungsmechanismus für die Falltür

versteckte. Er studierte die Ahnentafel einen Augenblick lang, murmelte ein kurzes »Ja!« und verließ den Raum. Sigourney kam ihm entgegen, als er bereits wieder hinunterging. »Was ...«, begann sie.

»Das war's schon«, unterbrach Justus sie und verließ das Haus so schnell, wie er gekommen war. Er setzte sich auf sein Fahrrad und fuhr zurück nach Hause. Zum zweiten Mal an diesem Tag sah ihm jemand kopfschüttelnd nach.

In der Zentrale angekommen setzte er sich an das Telefon, schnappte sich das Telefonbuch und suchte die Nummer vom ›Savoy Hotel‹ heraus, bei dem Peter am gestrigen Abend auf Sigourney gewartet hatte. Er wählte die Nummer und wartete.

»Hotel Savoy?«, meldete sich eine freundliche Stimme.

»Guten Tag, ich möchte mich gern nach einem Gast bei Ihnen erkundigen«, sagte Justus. Dann nannte er einen Namen. Einen Augenblick später sagte die Stimme: »Ja, der Herr wohnt hier. Soll ich Sie durchstellen?«

»Nicht nötig«, antwortete Justus. »Bitte sagen Sie ihm auch nicht, dass jemand für ihn angerufen hat. Es soll eine Überraschung sein.« Er hängte ein und sprang sofort wieder auf, um zum Haus hinüberzugehen, in dem er mit seiner Tante und seinem Onkel wohnte. Nun musste er Onkel Titus doch um den Lastwagen bitten. Nach Malibu war es ihm bei der Hitze zu weit. Er musste Tante Elenor einen Besuch abstatten.

Der Kreis schließt sich

»Bob Andrews«, meldete sich Bob am Telefon.

»Hi, Bob, ich bin's Justus. Was hältst du davon, heute Nachmittag vorbeizuschauen? Tante Mathilda hat einen tollen Kirschkuchen für uns.«

Bob überlegte einen Moment. »Eigentlich muss ich ja noch für den Erdkundetest lernen. Und Elizabeth kommt gleich vorbei.«

»Bring sie einfach mit. Es gibt nämlich nicht nur Kirschkuchen, sondern auch noch etwas anderes«, versprach Justus.

»Was denn?«, wollte Bob wissen.

»Einen fast gelösten Fall«, antwortete Justus geheimnisvoll. »Und das wird Elizabeth auch interessieren.«

»Wir sind schon unterwegs«, sagte Bob schnell. Justus hatte in diesem Tonfall gesprochen, der versprach, dass es spannend wurde.

Justus, Lys und Peter saßen bereits auf der Jonas'schen Veranda, als Elizabeth und Bob ankamen. Peter erzählte gerade, dass Kelly noch immer sauer auf ihn war und daher am Telefon behauptet hatte keine Zeit zu haben.

Tante Mathildas Kirschkuchen war wie immer fantastisch und sie machten sich erst mal darüber her.

»Was gibt es denn nun so Wichtiges?« Bob hatte gehofft, Justus würde von selbst mit der Sprache herausrücken. Doch nun platzte er fast vor Neugierde. »Was meintest du mit dem fast gelösten Fall?«

»Möchte noch jemand Orangensaft?« Justus wich der Frage aus.

»Justus!«, ermahnte Peter ihn. »Du weißt genau, dass es uns alle in den Wahnsinn treibt, wenn du dieses Spielchen spielst.«

»Welches Spielchen?«, fragte der Erste Detektiv scheinheilig.

»Dieses Ich-spanne-euch-noch-ein-bisschen-auf-die-Folter-

damit-ihr-mir-dankbar-seid-wenn-ich-endlich-mit-der-Sprache-herausrücke-Spielchen«, sagte Peter gereizt. »Also los, erzähl schon!«

Justus griff über den Tisch und nahm sich noch ein Stück von dem Kuchen. Da wackelte plötzlich der Tisch und Justus starrte überrascht auf die bebende Tischplatte.

Peter warf einen raschen Blick unter den Tisch. »Sehr witzig«, sagte er, als er entdeckte, dass Justus die Bewegung mit seinen unter die Platte geklemmten Knien verursachte. »Was soll das, willst du uns Angst machen?«

»Keineswegs«, erwiderte Justus. »Ich will euch nur die Lösung von Rätsel Nummer eins präsentieren.« Wie um seine Worte zu unterstreichen, ließ er den Tisch noch einmal wackeln.

Auch Bob sah ihn verständnislos an. »Was möchtest du uns damit sagen?«, fragte er.

»Ganz einfach«, behauptete Justus. »Eine unserer vielen Fragen im Poltergeist-Fall war, wie der Tisch in Mrs. Cartiers Haus plötzlich wackeln konnte. Und das war die Antwort.«

»Das ist doch nicht dein Ernst«, sagte Peter. »Du meinst, du hast den Tisch wackeln lassen? Mit deinen Beinen?«

»Nicht ich!«, widersprach Justus und sah den Zweiten Detektiv missbilligend an. »Mrs. Cartier! Sie ließ den Tisch wackeln!«

Bob lachte auf. »Soll das ein Witz sein?«

»Überhaupt nicht. Es ist sogar ganz logisch. Einen Tisch wackeln zu lassen ist ganz einfach. Wir sind nur nicht darauf gekommen, da anfangs niemand von uns Mrs. Cartier verdächtigt hat. Wäre ja auch unlogisch gewesen, schließlich hat sie uns den Auftrag gegeben die mysteriösen Vorfälle in ihrem Haus zu untersuchen. Die Lösung lag also direkt vor uns, aber wir haben sie nicht gesehen, weil wir sie gar nicht erst in Betracht gezogen haben. Der Spuk war kein Spuk, sondern ein alberner Streich, an dem überhaupt nichts Übernatürliches ist.«

»Aha«, sagte Peter wenig überzeugt. »Und wie kommst du darauf? Und was ist mit den anderen Vorfällen?«

»Die lassen sich ebenso einfach erklären. Das Chaos in Mrs. Cartiers Schlafzimmer hat sie selbst angerichtet. Sie zog den Schlüssel aus dem Schloss, machte ein bisschen Lärm und schrie dazu, so dass wir dachten, sie stünde Todesängste aus. Und danach hat sie die völlig verzweifelte Poltergeistgeplagte gespielt. Sie hat auch die Abstellkammer verwüstet, indem sie den Geheimgang vom Arbeitszimmer aus benutzte und sich dann schnell wieder nach oben schlich.«

»Und was ist mit der Truhe, die hin und her geschoben wurde?«, wollte Bob wissen. »Das kann nicht Mrs. Cartier gewesen sein, die befand sich schließlich mit uns im Wohnzimmer.«

»Stimmt. Das war Sigourney, ihre Komplizin«, erwiderte Justus ungerührt.

Nun lachte Peter. »Das ist wirklich dein Ernst, was? Lydia Cartier und ihr Hausmädchen Sigourney sind Komplizen. Sie stecken unter einer Decke. Nur wobei, frage ich dich. Halt, nein, bevor du antwortest, erkläre mir doch bitte noch schnell, wie sie die Teetasse durch den Raum fliegen ließen.«

»Das weiß ich leider noch nicht«, gestand Justus. »Aber ich bin mir sicher, dass auch das ein ganz einfacher Trick war.«

»So, so, ein Trick«, sagte Peter. »Dann erkläre uns doch jetzt mal, wozu das alles gut sein sollte. Wenn Mrs. Cartier und Sigourney zusammenarbeiten, weißt du doch bestimmt auch, woran sie arbeiten, oder? Ich meine, wo ist das Motiv? Ach was, Motiv, wir haben ja noch nicht einmal ein Verbrechen, nur ein paar Möbel, die angeblich hin und her geschoben wurden.«

»Da bin ich jetzt allerdings auch gespannt«, meldete sich Lys in einem etwas versöhnlicheren Tonfall. Sie fand es ungerecht, dass Peter Justus so anfuhr, auf der anderen Seite fand sie seine angebliche Beweisführung bisher auch sehr zweifelhaft.

»Das Motiv sind wir«, verkündete Justus selbstsicher. »Es

ging von Anfang an überhaupt nicht um irgendwelche Spukgeschichten. Auch nicht um Mrs. Cartiers Geltungsbedürfnis. Es ging um uns. Lydia Cartier und Sigourney haben sich mächtig ins Zeug gelegt, um uns einen Fall zu liefern, den wir unmöglich ablehnen konnten und der uns fesselte, so dass wir an nichts anderes mehr denken konnten.«

»Und warum?«, wollte Peter wissen. »Um unsere –«, er hielt inne und überlegte einen Augenblick, »kriminologischen Fähigkeiten zu testen?«

»Nein. Um uns abzulenken. Das war das Motiv!«

»Ablenken? Wovon?«, wollte Bob wissen.

»Von unserem letzten Fall. Von Tante Elenors Medaillon.«

»Jetzt bist du völlig übergeschnappt!«, sagte Peter. »Die letzte Nacht, in der du im Geheimgang gefangen warst, hat wohl bleibende Schäden hinterlassen. Tante Elenors Medaillon, ja? Was ist damit, sollten wir es nicht finden und wollte Mrs. Cartier uns deshalb ablenken?«

»Das Medaillon ist unwichtig«, erklärte Justus. »Aber wir sollten etwas anderes nicht finden. Oder besser gesagt, nicht bemerken.«

»Und was?«, fragte Bob. Nun sahen alle Justus erwartungsvoll an und dieser genoss diesen Moment und zögerte ihn noch ein paar Sekunden lang hinaus, bevor er antwortete.

»Die ›Grüne Eisenfrau‹. Das Bild, das in Tante Elenors Flur hängt. Es ist kein Druck, es ist das Original. Es ist genau das Bild, das vor einer Woche in der ›Rocky Beach Art Gallery Hall‹ gestohlen wurde.«

»Was?«, riefen alle gleichzeitig.

»Wie kommst du darauf?«, fragte Elizabeth.

»Ich habe es mir angesehen, ich war heute dort. Ich bin zu Tante Elenor gefahren, unter dem Vorwand, dass ich zu wissen glaubte, wo sich das Medaillon befindet, und dabei habe ich mir das Bild noch einmal genau angesehen. Unter dem Glas ist es schwer zu sehen, doch wenn man genau hinsieht, erkennt

man, dass es keineswegs ein Druck ist, sondern das Original.«

»Ach so. Tante Elenor ist also eine Kunsträuberin und hat die ›Grüne Eisenfrau‹ geklaut und bei sich zu Hause aufgehängt. Dann fiel ihr auf, dass ihr Medaillon verschwunden ist, und sie hat uns engagiert, um es zu suchen. Dann fiel ihr auf, dass wir vielleicht bemerken könnten, dass sie die echte ›Grüne Eisenfrau‹ zu Hause hat, und sie sagte ihrer alten Freundin Lydia Cartier, sie solle sich etwas Spannendes einfallen lassen, um uns abzulenken«, sagte Peter sarkastisch. »Justus, ich schätze zwar deine intellektuelle Begabung, aber diesmal redest du wirklich vollkommenen Unsinn!«

»Ich bin ja noch nicht fertig«, erwiderte Justus etwas gekränkt.

»Tante Elenor ist natürlich nicht die Diebin. Ich tippe eher auf ihren Untermieter, diesen Ethan Easton. Ich weiß noch nicht genau, warum das Bild ausgerechnet für jeden sichtbar im Flur hing, aber Mr. Easton wollte uns aus dem Haus haben und hat daher über Lydia Cartier die Poltergeistgeschichte in die Wege geleitet.«

»Wie um alles in der Welt kommst du darauf?« Bob sah den Ersten Detektiv erwartungsvoll an.

»Tante Mathilda hat mich darauf gebracht«, erklärte Justus. »Sie sagte mir heute, dass eine alte Freundin sie besuchen wolle, die ein Jahr lang in Frankreich gelebt hat. Das erinnerte mich daran, dass Lydia Cartiers Familie ja auch aus Frankreich kommt. Und dann hatte ich einen Geistesblitz. Endlich fiel mir ein, was mich schon die ganze Zeit über gestört hatte. Ich hatte nämlich einen Blick auf ihre Ahnentafel geworfen, die in ihrem Arbeitszimmer hängt, und dabei war mir etwas komisch vorgekommen. Ich wusste bloß nicht, was das war. Also bin ich heute noch einmal zu ihr gefahren und habe mir den Familienstammbaum genau angesehen. Und dabei bin ich auf einen Namen gestoßen, der mir die Augen geöffnet hat.« Wieder schwieg er eine Weile, um die Spannung für einen Augenblick

zu genießen. Er hatte schon immer eine Schwäche für theatra-
lische Auftritte gehabt. Schließlich sagte er: »Victor Hugenay.«

»Hugenay?«, fragte Peter verständnislos. Dann hellte sich
sein Gesicht plötzlich auf. »Hugenay!«, rief er. »Du meinst den
Hugenay?«

„Ganz genau“, sagte Justus und lehnte sich zufrieden zurück.
Nun war auch bei seinen Kollegen der Groschen gefallen.

„He!“, rief Lys. „Könntet ihr Elizabeth und mich bitte mal
aufklären? Wir verstehen nämlich kein einziges Wort! Wer ist
Victor Hugenay?“

„Sozusagen ein alter Bekannter von uns“, erklärte Bob. „Vor
Jahren hatten wir einmal einen Fall, bei dem es um einen ver-
schwundenen Papagei ging. Es war einer unserer ersten Fälle.
Ein gestohlenes Bild spielte dabei eine Rolle. Hugenay war
unser Gegenspieler. Er ist Kunsträuber, der vor allem in Euro-
pa schon in viele große Diebstähle verwickelt war. Aber da-
mals entwischte er uns. Einige Zeit später hatten wir erneut mit
ihm zu tun, es ging dabei um einen seltsamen Wecker und
wieder um verschwundene Gemälde. Und obwohl wir wussten,
dass Hugenay hinter der Sache steckte, konnten wir ihm nichts
nachweisen. Er begeht die Diebstähle nämlich fast nie selbst,
sondern lässt für sich einbrechen. Allen war klar, dass er der
Drahtzieher war, doch man hatte nichts gegen ihn in der Hand,
und die Polizei musste ihn laufen lassen. Es waren die einzigen
Male, dass uns ein Dieb und Betrüger entwischt ist.“

»Genau, Bob. Und ich erinnere mich noch genau an das, was
Hugenay damals zu uns gesagt hat. Er sagte, es hätte ihm Spaß
gemacht mit uns zusammenzuarbeiten – wobei er allerdings
wohl eher gegen uns meinte – und er wäre sicher, dass wir uns
noch einmal begegnen würden. Tja, dieses Versprechen hat er
jetzt wohl gehalten«, sagte Justus.

»Ich fasse es nicht!«, rief Peter. Er war völlig aus dem Häu-
schen und seine Zweifel waren wie weggewischt. »Hugenay
hat also die ›Grüne Eisenfrau‹ gestohlen beziehungsweise

stehlen lassen und durch Zufall gerieten wir ausgerechnet in das Haus, wo das Gemälde aufbewahrt wurde. Hugenay muss davon erfahren haben und da er weiß, was für schlaue Burschen wir sind«, er grinste breit, »hat er jemanden engagiert, um uns abzulenken, und zwar mit einem Fall, den wir nicht ablehnen konnten.«

»Richtig. Und dieser jemand war seine Großtante«, sagte Justus.

»Lydia Cartier ist Hugenays Großtante?«, fragte Bob verblüfft. »Das gibt es nicht!«

»Doch, zumindest wenn man dem Stammbaum glauben darf. Wisst ihr noch, dass Mrs. Cartier sagte, ihr wäre unser Unternehmen von einer alten Freundin, von Mrs. Smith, empfohlen worden? Mrs. Smith hatte damals auch mit dem Wecker-Fall zu tun! Wenn wir etwas schlauer gewesen wären, hätten wir schon da den Braten riechen können.«

»Nun übertreib mal nicht, Justus«, sagte Peter. »Diesen Braten hätte ich nie im Leben gerochen«, gab er offen zu. »Auch wenn man mir tausend Tipps gegeben hätte.« Er klopfte seinem Freund auf die Schulter. »Alle Achtung, Herr Erster Detektiv. Das war eine Meisterleistung!«

»Wie gehen wir denn jetzt vor?«, fragte Bob. »Gehen wir zur Polizei? Oder versuchen wir Hugenay ausfindig zu machen? Oder was?«

»Hugenay habe ich schon ausfindig gemacht«, sagte Justus beiläufig. »Er ist zur Zeit in Rocky Beach, wohl um die ›Grüne Eisenfrau‹ irgendwann in Empfang zu nehmen. Er wohnt im ›Hotel Savoy‹.«

Wieder fielen Peter fast die Augen aus dem Kopf. »Im ›Hotel Savoy‹? Aber da war ich doch gestern! Dann hat Sigourney sich also mit Hugenay getroffen!«

»Genau, vermutlich um ihm zu berichten, dass wir nach wie vor keine Fortschritte gemacht haben. Aber das hat sich ja jetzt geändert.«

»Na, worauf warten wir dann noch?«, fragte Bob. »Wir müssen hin!«

»Ist das nicht viel zu gefährlich?«, warf Elizabeth ein. »Ihr könnt doch diesem Hugenay nicht einfach einen Besuch abstatten! Immerhin ist er ein gefährlicher Verbrecher.«

Doch Bob schüttelte den Kopf. »Ein Verbrecher vielleicht, aber nicht gefährlich. Er ist ein Gentleman. Er würde uns niemals etwas antun, so weit geht er nicht. Sein Spezialgebiet ist Kunstraub, nichts weiter. Zumindest war das damals so«, fügte er mit leichtem Zweifel in der Stimme hinzu.

»Also, fahren wir sofort los?«, fragte Peter unternehmungslustig und stand auf.

»Nicht so schnell«, ermahnte Justus ihn. »Wenn wir jetzt etwas überstürzen, können wir die ganze Sache noch vermässeln. Wir müssen genau überlegen, was wir als Nächstes tun. Aber wir haben einen entscheidenden Vorteil: Weder Mrs. Cartier noch Hugenay haben eine Ahnung davon, dass wir Bescheid wissen.«

Ein alter Bekannter

»Guten Tag, Inspektor Cotta, hier ist Justus.« Die drei ??? saßen in der Zentrale und umringten das Telefon.

»Justus Jonas«, kam die Stimme des Polizeiinspektors aus dem Verstärker. »Dass ich deine Stimme als erste hören würde, sobald ich zu Hause bin, hätte ich nicht erwartet. Ich habe gerade eben meine Koffer abgestellt.«

»Ich freue mich, dass Sie aus dem Urlaub zurück sind. Ihr Dienst beginnt bestimmt erst morgen wieder, aber ich habe auch nur eine kleine Bitte«, sagte Justus.

»So? Worum geht es denn diesmal? Wie viele Fälle habt ihr aufgeklärt, während ich am Lake Tahoe geangelt habe?«

»Erstaunlicherweise nur einen«, sagte Justus unbescheiden. Doch bei Inspektor Cotta konnte er sich diesen Ton erlauben, er war ihnen mittlerweile so etwas wie ein Freund geworden. »Aber der ist ziemlich dringend, daher rufe ich Sie auch zu Hause an. Sie haben vielleicht von dem Gemälde gehört, das letzte Woche in der ›Art Gallery Hall‹ gestohlen wurde?«

»Ja, habe ich.«

»Wir wissen, wo es ist. Ich hätte das auch Ihrem Kollegen, Inspektor Kershaw, sagen können, doch der würde uns das nicht abnehmen. Wenn Sie dafür sorgen könnten, dass die ›Grüne Eisenfrau‹ sichergestellt wird ...«

»Wer?«, unterbrach der Inspektor Justus.

»Die ›Grüne Eisenfrau‹. Das Gemälde. Also, wenn Sie es sicherstellen lassen und den Dieb verhaften, wäre ich Ihnen sehr dankbar.« Justus gab die Adresse von Elenor Madigan durch. »Miss Madigan ist jedoch unschuldig, der Täter ist vermutlich ihr Untermieter, Mister Ethan Easton.«

»Wenn du das alles weißt, kannst du mir vermutlich auch sagen, wo das Gemälde ist«, vermutete Cotta.

»Ja, kann ich. Es hängt an der Wand im Flur.«

Eine Weile herrschte Schweigen am anderen Ende. »Ich

würde mir gerne mal die ganze Geschichte von dir erzählen lassen, Justus.«

»Gern, Sir, aber jetzt haben wir einen dringenden Termin.«
Cotta seufzte. »Willkommen daheim.«

»Da sind wir.« Peter stoppte den Wagen vor dem »Hotel Savoy«. »Habt ihr eure Ausrüstung?« Justus und Bob nickten.
»Dann los!«

Sie stiegen aus und betraten das Hotel. An der Rezeption fragten sie nach der Zimmernummer von Mr. Victor Hugenay.

»Mr. Hugenay bewohnt das Zimmer 105«, gab ein freundlicher Herr Auskunft. »Soll ich Sie anmelden?« Er griff bereits zum Telefonhörer.

»Nicht nötig«, sagte Justus schnell. »Es ist eine Überraschung.«

»Verstehe«, erwiderte der Mann und wies zum Fahrstuhl.

Die drei ??? betraten die Kabine und fuhren in den ersten Stock. »Ich bin ganz schön nervös«, sagte Peter. »Ob wir ihn wieder erkennen?«

»Die Frage ist, ob er uns wiedererkennt«, entgegnete Justus.

»Hoffentlich geht das gut.« Peter hatte so seine Bedenken.

»Was soll schon passieren. Wir sind bestens gewappnet«, meinte Justus. Die Fahrstuhltür öffnete sich und sie verließen die Kabine. Das Zimmer 105 war ganz in der Nähe. Justus atmete einmal tief durch und klopfte.

»Ja?«, kam eine Stimme von drinnen.

»Zimmerservice!«, rief Justus mit verstellter Stimme, obwohl er sich kaum vorstellen konnte, dass Hugenay ihn nach so langer Zeit an der Stimme wieder erkannte.

»Ich hatte nichts bestellt«, kam es aus dem Zimmer mit leichtem französischen Akzent.

»Ich glaube doch«, erwiderte Justus. Es dauerte eine Weile, dann wurde die Tür geöffnet. Schnell warf Justus sich dagegen und die drei ??? stürmten gemeinsam in den Raum und

schlossen die Tür blitzschnell wieder. Ein vollkommen überraschter Mr. Hugenay stand vor ihnen. Er hatte sich nicht sehr verändert. Die dunklen Haare waren nach wie vor streng zurückgekämmt und noch immer trug er seinen kleinen, schwarzen Schnurrbart und war auffällig gut gekleidet.

»Justus, Peter und Bob«, sagte er erstaunt. »Habt ihr mich also doch noch gefunden.«

»Ganz recht, Mr. Hugenay. Schön Sie wiederzusehen.« Das meinte Justus durchaus ehrlich, denn obwohl er einem Verbrecher gegenüberstand, war ihm der Mann sympathisch.

Justus war fasziniert von dessen Scharfsinn, mit dem es ihm jahrelang gelungen war der Polizei immer wieder zu entkommen und durch die Maschen des Gesetzes zu schlüpfen. Doch das hatte nun ein Ende.

»Das Vergnügen ist ganz auf meiner Seite«, sagte Hugenay mit seinem französischen Akzent. »Was treibt euch zu mir?«

»Das wissen Sie ganz genau«, sagte Peter, dem der Mann nicht so sympathisch war. »Sie haben uns hereingelegt. Aber wir sind Ihnen auf die Schliche gekommen. Besser gesagt Justus.«

»Meinen herzlichen Glückwunsch«, sagte Hugenay. Er hatte sich schnell gefasst und wirkte nun nicht im mindesten beunruhigt.

»Wir hätten gern mit Ihnen gesprochen, bevor die Polizei hier aufkreuzt. Wir haben nämlich noch einige Fragen.«

»Ach. Hast du doch nicht alle Rätsel selbst lösen können, Justus?«, fragte Hugenay amüsiert.

»Ich gebe zu, nicht alle«, erwiderte der Erste Detektiv. »Zum Beispiel würde ich gerne wissen, warum die ›Grüne Eisenfrau‹, die Sie gestohlen haben, bei Elenor Madigan an der Wand hängt und nirgendwo anders versteckt ist.«

»Ich habe die ›Grüne Eisenfrau‹ nicht gestohlen«, behauptete ihr Gegenüber.

»Natürlich haben Sie das!«, rief Bob.

»Nein, mein Freund, das habe ich nicht. Ich habe nur jemandem Geld geboten, wenn er sie für mich stiehlt!«

»Ethan Easton«, vermutete Justus.

»Genau.«

»Aber warum? Was wollen Sie mit dem Bild? Sie können es doch nicht weiterverkaufen. Alle Welt weiß, dass es gestohlen ist.«

»Sicher. Aber das ist einigen Menschen egal. Es gibt Leute, denen geht es nur um die Bilder, um die Kunst selbst. Und es reicht ihnen, wenn sie sie zu Hause ganz für sich haben. Und sie zahlen einen Haufen Geld dafür. Einer dieser Menschen gab mir den Auftrag ihm die ›Grüne Eisenfrau‹ zu beschaffen. Aber wollt ihr euch nicht setzen? Da kann man sich besser unterhalten«, schlug Hugenay vor.

»Nein, danke, wir bleiben lieber stehen«, sagte Justus, der eine Falle vermutete.

Hugenay setzte sich auf einen Stuhl, der am geöffneten Fenster stand. Scheinbar geistesabwesend sah er hinaus auf die Straße. Verkehrslärm drang zu ihnen herauf. »Um auf deine Frage zurückzukommen: Ich ließ das Gemälde stehlen, doch dann musste es erst einmal versteckt werden, um eine Weile Gras über die Sache wachsen zu lassen und es dann aus dem Land schaffen zu können. Es gab jedoch einige Schwierigkeiten. Es würde zu weit führen euch die Einzelheiten zu erklären. Ethan Easton hatte jedenfalls Angst von der Polizei observiert zu werden, daher suchte er nach einem guten Versteck für das Bild. In dem Zimmer, in dem er wohnt, konnte er es auch nicht lassen, da diese Miss Madigan eine furchtbar neugierige Frau ist und bei ihm herumschnüffelt.

Doch dann fand er das perfekte Versteck. Er tauschte den Druck der ›Grünen Eisenfrau‹ gegen das Original aus, denn niemand würde vermuten, dass ein gestohlenes Gemälde einfach so an der Wand hängt. Aber dann tauchtet ihr plötzlich auf. Erst dachte ich, ihr wärt mir auf der Spur, doch dann be-

merkte ich, dass das Ganze nichts weiter als ein dummer Zufall war. Ich wollte aber das Risiko nicht eingehen, dass ihr bei eurer Suche nach Miss Madigans Medaillon zufällig auf das Bild stoßt und seinen wahren Wert erkennt. Daher rief ich meine Tante Lydia an, die sich diese wunderbare Geschichte für euch ausdachte.«

»Warum nahm Mr. Easton das Bild nicht einfach wieder ab?«, wollte Justus wissen.

»Weil er den Druck bereits vernichtet hatte. Schließlich wollte er nicht, dass Miss Madigan bei ihm die Reproduktion entdeckt. Ethan Easton und ich wollten so lange warten, bis wir sicher waren, dass die Polizei uns nicht auf den Fersen ist. Dann hätte Easton das Original genommen, es mir übergeben und wir beide wären auf Nimmerwiedersehen verschwunden.«

»Waren Sie für den Wasserrohrbruch im ›Los Angeles County Museum‹ verantwortlich?«, fragte Bob.

Hugenay lächelte und nickte. »Wenn du nicht an das Bild herankommst, musst du das Bild dazu bringen zu dir zu kommen. Was ich erreicht hatte, als die Ausstellung nach Rocky Beach verlegt wurde.«

»Noch eine Frage«, fuhr Justus fort. »Wieso hat Ihre Tante gesagt, dass sie uns den Fall wieder entzieht, wenn wir ihn bis Montag nicht gelöst haben? Dann hätten wir uns doch wieder dem verschwundenen Medaillon zuwenden können.«

Hugenay lächelte erneut. »Können schon, aber nicht wollen! Ich habe mich über euch informiert. Außerdem kann ich mich noch gut an damals erinnern. Daher weiß ich, dass ihr vor allem dann nicht locker lasst, wenn es aussichtslos erscheint. Und schließlich musste ich zum einen euch bei Laune halten, zum anderen sicher gehen, dass ihr mir nicht doch auf die Schliche kommt. Daher habe ich es euch so schwierig wie möglich gemacht. Ich wusste, dass nur das euch genug reizen würde, am Ball zu bleiben und alles andere zu vergessen. Somit konnte ich euch an eurer schwächsten Stelle packen:

eurem Ehrgeiz.«

»Und wie hat Ihre Großtante es geschafft die Tasse fliegen zu lassen?«, wollte Peter wissen.

Nun lachte Hugenay sogar. »Ganz einfach. Sie stand im Nebenraum und beobachtete euch durch die Tür, bis ihr mit dem Rücken zu ihr standet. Dann nahm sie schnell die Tasse und warf sie nach euch, um sich danach wieder zu verstecken.

Eine Minute später betrat sie den Raum und spielte die Überraschte.«

Justus schlug sich mit der flachen Hand gegen die Stirn. »Die einfachsten Tricks sind die besten«, sagte er. »Meinen Glückwunsch. Aber genutzt hat Ihnen das ganze Spiel leider doch nichts. Bob, ich glaube, nun kannst du die Polizei rufen.«

»Was wollt ihr der Polizei sagen? Ich habe den Diebstahl nicht begangen!«

»Nein, aber Sie sind der Drahtzieher. Das haben Sie eben selbst zugegeben.«

»Ja, aber dafür habt ihr leider keine Beweise«, meinte Hugenay.

»Falsch«, sagte Justus und zückte triumphierend einen kleinen Apparat aus seiner Jackentasche. »Ein Diktiergerät«, sagte er. »Damit haben wir jedes Wort von Ihnen aufgenommen. Das wird als Beweis reichen.«

Hugenay hob die Augenbrauen. »Alle Achtung, Justus Jonas.«

Bob ging zum Telefon, das im Hotelzimmer stand, und rief im Polizeipräsidium an. Schnell teilte er dem Beamten mit, was geschehen war, und legte dann wieder auf.

»Dann bin ich jetzt wohl dran mit den Überraschungen«, sagte Hugenay. »Ich wusste, dass ihr kommen würdet. Tante Lydia hat nämlich mitbekommen, dass du dir heute unseren Familienstammbaum angesehen hast. Und sie hat die richtigen Schlüsse gezogen und mich informiert. Ich war also auf euren Besuch vorbereitet. Und deshalb werde ich mich jetzt verab-

schieden. Es war nett euch wiederzutreffen, Jungs. Vielleicht war es nicht das letzte Mal.«

»Das glaube ich doch. Oder haben Sie vor zu fliehen? Das wird Ihnen nicht gelingen. Wir sind zu dritt, an uns kommen Sie nicht vorbei«, sagte Peter bestimmt und stellt sich demonstrativ vor die Tür.

»Ich muss auch gar nicht an euch vorbei«, sagte Hugenay und stand vom Stuhl auf. »Bis dann.« Er machte plötzlich eine blitzschnelle Drehung und mit einem Satz sprang er aus dem geöffneten Fenster.

Die drei ??? rannten auf das Fenster zu und sahen hinaus. Hugenay war nicht auf dem Bürgersteig gelandet, sondern auf der Markise, die direkt unter dem Fenster vor dem Eingang des Hotels stand. Mit einer Geschicklichkeit, die sie dem Mann gar nicht zugetraut hätten, rollte er sich von dem Stoffdach ab und sprang auf den Gehweg. Dann lief er zu einem Cabrio mit angelassenem Motor. Am Steuer saß ein Mann und Hugenay kletterte schnell auf den Beifahrersitz. Er sah nach oben und rief ihnen zu: »Die einfachsten Tricks sind die besten!« Er winkte, dann gab der Fahrer Vollgas, und der Wagen schoss davon.

Tante Elenor lässt grüßen

»Da seid ihr ja endlich!«, rief Peter und winkte Bob und Elizabeth heran. Er saß zusammen mit Justus und Lys an einem runden Tisch in der Eisdiele, in der sie ihren neuesten abgeschlossenen Fall feiern wollten. »Na, wie war die Vernissage?«

Die beiden setzten sich dazu. »Toll!«, schwärmte Elizabeth. »Überall liefen wichtige Leute herum und wir haben sogar Sekt bekommen. Und dass die ›Grüne Eisenfrau‹ nun wieder da ist, war sowieso die Sensation.«

Bob war weniger begeistert. »Etwas zu abgedreht für meinen Geschmack«, sagte er. »Aber es war nett so was mal erlebt zu haben.«

»Kommt Kelly nicht?«, fragte Elizabeth.

»Doch. Sie müsste gleich hier sein. Sie sagte, sie hätte eine Neuigkeit für uns.«

»Ich übrigens auch«, sagte Justus. »Allerdings keine gute. Cotta hat eben bei mir angerufen. Sie haben Hugenay nicht erwischt. Noch nicht jedenfalls. Und sie glauben auch nicht ihn noch zu schnappen. Vermutlich ist er mit einem falschen Pass zurück nach Europa geflogen. Tja, damit wäre er uns wieder einmal davongekommen. Bereits zum dritten Mal.«

»So ein Mist«, brummte Peter.

»Warum habt ihr ihn eigentlich nicht verfolgt, als er vor euren Augen aus dem Fenster gesprungen ist?«, fragte Lys.

»Ich wollte ja«, sagte Peter. »Aber die anderen haben mich zurückgehalten.«

»Es hätte auch nichts gebracht«, warf Bob ein. »Der Wagen war so schnell weg, dass wir ja nicht einmal die Autonummer erkennen konnten. Bis wir deinen Wagen erreicht hätten, wäre er wahrscheinlich schon am Flughafen gewesen.«

Die bestellten Eisbecher kamen und alle stürzten sich begeistert darauf. Nur Justus stocherte lustlos in den Eiskugeln herum.

»Was ist los mit dir, Just?« Bob tippte dem Ersten Detektiv auf die Schulter. »Mal wieder auf Diät?«

»Es ärgert mich einfach«, sagte er mürrisch. »Dass wir Hugenay nicht geschnappt haben, meine ich.«

»Ach, mach dir nichts draus. Immerhin haben wir die ›Grüne Eisenfrau‹ wiederbeschafft und Ethan Easton sitzt demnächst hinter Gittern. Was willst du mehr?«

»Was ist eigentlich mit Lydia Cartier?«, wollte Lys wissen.

»Was soll schon mit ihr sein? Sie lacht sich vermutlich ins Fäustchen, weil wir ihr nichts anhängen können. Sie hat sich schließlich nichts zu Schulden kommen lassen, außer uns einen bösen Streich zu spielen. Doch das ist leider nicht strafbar«, antwortete Justus.

»Noch nicht«, feixte Peter. »Aber vielleicht werden die Gesetze ja demnächst geändert. Wer den drei ??? böse Streiche spielt, wird mit Freiheitsentzug nicht unter zwei Jahren bestraft.«

Sie lachten. »Kopf hoch, Justus. Du kannst schließlich nichts dafür«, versuchte Lys ihn zu trösten. Sie legte ihre Hand auf seine Schulter und schlagartig besserte sich seine Laune. Er beschloss den anderen nicht den Abend zu verderben und schon kam sein Appetit zurück.

»Hallo!«, ertönte eine Stimme von hinten. Es war Kelly, die sich nun neben Peter setzte. Auch sie bestellte einen großen Eisbecher.

»Na, was ist mit deinen Neuigkeiten?«, wollte Peter wissen.

»Ja, also«, druckste sie herum, »das ist so. Meine Großtante Elenor hat gestern bei mir angerufen. Stellt euch vor, sie hat ihr Medaillon wiedergefunden.«

»Nein!«, rief Bob. »Wo? Wo war es? Wir haben alles abgesehen!«

»Na ja, eigentlich hat sie es nicht direkt gefunden. Vielmehr erinnerte sie sich daran, dass sie es in ihrem Bankschließfach deponiert hatte, um es eben nicht zu verlieren.«

»Du meine Güte! Wir suchen uns die Augen aus dem Kopf und dabei war es gar nicht in ihrem Haus!«, stöhnte Bob.

»Herzliche Grüße an deine Tante!«

Kelly sah zerknirscht zu Boden. Dann wandte sie sich an Peter. »Tut mir Leid, dass ich so sauer war. Ich konnte ja nicht ahnen, wie berechtigt es war, dass du deine Geduld verloren hast.«

»Schon vergessen«, entgegnete Peter großzügig und lächelte.

»Tante Elenor lässt übrigens grüßen. Sie entschuldigt sich bei euch und möchte euch als Entschädigung zu Kaffee und Kuchen einladen.«

Justus rollte mit den Augen. »Das müssen wir uns aber noch gut überlegen«, sagte er.

»Da wir gerade dabei sind«, begann Peter, »ich bin der Meinung, dass wir uns in Zukunft sowieso besser überlegen sollten, ob wir einen Fall annehmen oder nicht. Daher müssen wir Unseren Leitspruch gründlich überdenken. Und deshalb habe ich neue Visitenkarten gedruckt. Sozusagen für spezialgelagerte Sonderfälle. Falls wir wieder einmal an eine Tante Elenor geraten sollten.« Er griff in die Gesäßtasche seiner Jeans, zog einen kleinen Stapel weißer Kärtchen hervor und verteilte sie. Die Karten begannen mit den Worten:

Die drei Detektive

???

Wir übernehmen *fast* jeden Fall